INHALTSVERZEICHNIS

»Spiegelungen« 1

Vorwort von Markus Orths und Heike Hauf 2

Coralie Baier	Einstein oder Newton	5
Franziska Klein	Als sie sich aufrichtet	9
Sofie Koch	Zeit durch Raum in Flammen	15
Moritz Nicklas	Afrika	21
Dominik Pohlmann	Drehstuhl	29
Tizian Pöhlmann	Eigentlich	34
Teresa Reichl	Als der Schreck sitzenblieb	38
Amelie Schmid	Schaltjahresblues	44
Caroline Schorer	Abschied	50
Johanna Wallmeier	Hoffnungstropfen	54
Christian Weiblen	Die Klavierstunde	62
Jasmin Wieland	Weil wir wie Tiere sind	70

Texte aus der Werkstatt 75

»Grenzüberschreitungen« 101

Vorwort von Lena Gorelik und Martin Kordić 102

Noah Band	Grenzgänger	105
Maximilian Christis	Arc de Triomphe	116
Rabea Conrad	Walburgas Landgang	126
Anne Drews	Ich kann dich auch sehen, wenn du unsichtbar bist	135
Daniela Graf	Eat me, Elisa!	142
Anna Job	Hier stark, da stark	154
Patrick N. Klösel	Die Weber	163
Julius Krüger		167
Jaqueline Mühlbacher	Grenzenlos	172
Caroline Priewitzer	Venushügel	177
Rebekka Gründel	Der Zug	182

Texte aus der Werkstatt 186

»SPIEGELUNGEN«

EIN SEMINAR MIT MARKUS ORTHS UND HEIKE HAUF

VORWORT

Schreiben müssen und erzählen wollen, sich antreiben lassen von einer wilden, flutenden Energie, von einer Wunde, einer Frage, einem Interesse, von einem Bild, einer Figur, einer ersten oder letzten Szene, einer aufblitzenden oder hell lodernden Idee, von etwas, das einem unter den Nägeln oder im Herzen brennt; sich hingeben, sich abgeben ans Papier, den Kopf ausschalten, dem Rausch folgen und immer weiter frönen, so lang es geht, den Kontrollverlust suchen, sich mitreißen lassen, besessen und ver-rückt werden; sich selbst überraschen, den anderen überraschen, staunen und sich wundern über das, was plötzlich dort steht: Erzählendes Schreiben ist Eintauchen ins Geschenk, Sturz ins Nichts, Jonglieren mit dem Unverfügbaren.

Sinnen müssen und nachdenken wollen, nachspüren, vorher, nachher, zwischendrin, Stoff und Thema durchdringen, Figuren einkleiden und kennenlernen, sich in sie hineinleben und -lieben, absehen von sich selbst, wenn es geht, und Orte entwerfen und entdecken und erfinden und erinnern, und den Verlauf dessen, was geschieht, verfolgen mit offenen Augen; eine Sprache finden, einen Ton, einen Rhythmus und eine Perspektive: Erzählendes Schreiben ist das Wählen aus zahllosen Möglichkeiten, das Gestalten des Entstehenden, das mühsame Standgewinnen und Vorwärtsschreiten im Chaos des Neuen.

Analysieren müssen, überarbeiten wollen, verbessern, redigieren, durchdenken, neu anfangen, umschmeißen, löschen, prüfen, verwerfen, missglücken und grandios scheitern und erkennen, dass jedes Missglücken ungemein wichtig und wertvoll ist für den nächsten Text, der entsteht; kürzen, den Ballast über Bord werfen, schneller segeln, das treffendere Wort finden, das passendere Bild, die packendere Schilderung, das stimmigere Geschehen, die genauere Beschreibung, den Tanz auf der Rasierklinge meistern zwischen zu vielen Leerstellen und zu vielen Erklärungen; jede Sackgasse erkennen, die Umwege aber ausleuchten, denn jeder Umweg bietet Aufregendes: Erzählendes Schreiben ist sehr viel Töten und sehr viel Umarmen, ist Kill or Kiss your Darlings.

Jeder meiner Kollegen könnte – nach dem Schreiben gefragt – noch viel, viel mehr hinzufügen, denn – so meine Erfahrung – jeder schreibt ein wenig anders als der andere. So führt jedes Seminar für mich auch zwangsläufig weg von Bewertungen wie »richtig« oder »falsch«, »gut« oder »schlecht« All dies spielt für das Entstehen eines Textes und für das Entfalten der Kreativität erst einmal keine Rolle. In den Seminaren zum Literarischen Schreiben lernen wir im Tun: im Tasten und im Springen, im Sehen und im Hören. Wir tasten uns vorsichtig in Texte oder springen kopfüber in sie hinein, je nachdem. Und wir hören gemeinsam, was entsteht und sehen den Text als den Text, der er sein möchte, und nicht als den Text, den ich, der Leser, mir wünsche. Wir lernen im Tun, im Schreiben von eigenen Texten und im Sprechen über andere Texte. Und eines wird ganz klar: Schreiben ist und bleibt Abenteuer.

Schreiben ist nichts, was man nach ein paar Wochenenden, Monaten oder Jahren »in der Hand« oder »ein für alle Male gelernt« hat. Schreiben heißt: sich immer wieder neu einlassen. Schreiben heißt: wach sein und wach bleiben für sich und für die Welt und für all die Geschichten, die es zu entdecken gibt.

Markus Orths

Als wir uns im Spiegelkabinett trafen, waren die Zwölf schon da. Die Bilder sprangen von einem zum anderen und gaben den Blick frei auf eine Tafel mit illustren Gästen: darunter Weltenretter, Fußballexperten, Musiker, Therapeuten, Spinnen, Wildschweine, Liebende und Tote. Wir zoomten heran, um zu sehen, ob sie echt oder nur maskiert waren. Irgendwer gab die Losung »Afrika« aus, doch wir hatten die Flaschenpost noch nicht entziffert. Da warf uns John einen Sprachkompass zu. Und so fanden wir den Weg hinaus, ohne ihn an das Monster zu verraten. Karl May sattelte sein Pferd und ritt aus dem Labyrinth voran in die freie Ebene. Der Horizont hatte uns wieder.

Danke: Amelie, Caroline, Christian, Coralie, Dominik, Franziska, Jasmin, Johanna, Moritz, Sofie, Teresa, Tizian – für Eure Briefe zu allen Jahreszeiten!

Heike Hauf

Coralie Baier

Einstein oder Newton

Es war einmal ein Lebensmüder, der stand auf einem Hochhausdach und wollte sich herunterstürzen. Da gab es viel zu viel schlechte Erinnerungen an sein Leben, Dinge, die er nicht hätte tun sollen, aber trotzdem getan hatte, ein wertloses Leben, nichts gewonnen, alles zerronnen, alles verloren, nie geboren. Also trieb es unseren Lebensmüden hier hoch, auf das Hochhausdach, und es war nur eine Frage der Zeit, bis er mit einem einfachen Sprung diesem Leben Lebwohl sagen würde.

Unten düsten die Autos herum wie in der Miniaturwelt in Hamburg. Oder wie bei Matchbox. Es blinkte und tutete, ganz geschäftig war alles heute schon wieder. Sein Schicksal ist ein anderes, dachte sich der Lebensmüde und sprang aber trotzdem immer noch nicht. Denn er wusste aus Filmen, dass Selbstmörder nicht gleich sofort springen, sondern sich erstmal ganz genau anschauen, was um sie herum so passiert. Noch eine ganze Weile am Abgrund stehen, sich nochmal ganz bewusst dazu entschließen, zu sterben. Eine warme Bö blies ihm durch das Haar. An und für sich war es ein wirklich schöner Sommertag, gar nicht grausam, gar nicht bereit für einen menschlichen Körper, der dumpf und dann matschig auf dem warmen Asphalt aufprallen würde.

Da vernahm der Lebensmüde auch schon das leise Säuseln eines Martinshorns. Um den Häuserblock kam ein Polizeiauto angerast und parkte neben der Menschenmenge, die sich

hundert Meter unter ihm angetraubt hatte. Viele der Menschen reckten ihre Köpfe und riefen ihm mit Zwergenstimmchen irgendetwas zu, aber er verstand es nicht. Zu weit weg. Schade, er hätte sie gerne verstanden. Endlich interessierte sich mal jemand für ihn.
Plötzlich ein schrilles, ziemlich lautes Geräusch, das den Lebensmüden unsanft aus seinen Gedanken riss. Beinahe wäre er einfach so, ohne finalen Beschluss, ohne richtig schön »Farewell« gesagt zu haben, heruntergestürzt, so erschrocken war er. Für einen Moment wackelte er gefährlich und versursachte damit hundert Meter unter ihm ein leises Zwergenraunen. Ein kleiner Polizist hatte sein Megaphon gezückt und dessen Lautstärkeregelung nicht unter Kontrolle. Mehrmals patschte er mit der flachen Hand gegen das quietschende Ding, bis es Ruhe gab. Der Lebensmüde lauschte. Recht einfallsreich war es nicht, was man ihm durch das Megaphon entgegenrief: »Es ist nicht so schlimm, wie Sie denken«, »denken Sie an Ihre Angehörigen« – welche Angehörigen? Und, der Klassiker: »Es wird alles wieder gut.« Ihn hielt das alles nicht ab von seinem Vorhaben, sich vom Dach zu stürzen. Noch dazu hatte er endlich ein Publikum, alle waren nur wegen ihm gekommen. Er hob seinen rechten Fuß an und hielt ihn über den Rand des Hochhauses. Wieder kam von unten das Zwergenraunen. Er lachte kurz über die Vorstellung, was passieren würde, wenn er beide Füße über den Abgrund hielte. Unten plärrte man zu ihm hoch. Er blieb in Balance. Fast fühlte es sich an wie Fliegen. Dann setzte er seinen rechten Fuß wieder ab. Dann hob er seinen linken Fuß und das Spiel begann von vorn, wieder Zwergengeplärr und wieder das Gefühl, zu fliegen. Unser Lebensmüder hätte das bis ins Endlose treiben können, wäre nicht Folgendes

passiert: Auffällig viele Polizeimatchboxautos düsten jetzt durch die Straßen der Stadt. War das nicht ein bisschen übertrieben? So viel Aufregung war ihm nun doch ein wenig unangenehm. Auch die Martinshörner schrien immer lauter und überschlugen sich in verschiedensten Tonfolgen und Dissonanzen. Das Megaphon quietschte, der kleine Polizist patschte wieder darauf herum. Aus der Ferne setzte eine Sirene ein ohrenbetäubendes Gejaule an. Jetzt war es doch fast wie im Film. Und dann kam von irgendwoher eine laute und bestimmte Durchsage: »Achtung, Achtung! Auf Beschluss der Regierung wird hier und jetzt, mit sofortiger Wirkung die Zeit ausgeschaltet! Uhren und Zeitmessgeräte sind mit sofortiger Wirkung zu zerstören! Der Besitz einer Uhr oder eines Zeitmessgeräts ist eine Straftat! Ich wiederhole: Auf Beschluss der Regierung wird hier und jetzt, mit sofortiger Wirkung die Zeit ausgeschaltet!«
Das war durchaus famos. Wenn es keine Zeit mehr gab, gab es dann noch sowas wie Erinnerung? Sowas wie Taten? Trotzdem, die Situation drohte unserem Lebensmüden außer Kontrolle zu geraten. Um Himmels Willen, warum muss das denn gerade jetzt sein? Hätte das nicht noch ein bisschen warten können, solange zumindest, bis er fertig war? Unter ihm, am Fuß des Hochhauses, gab es Tumult. Der Lebensmüde hatte Angst, sein Publikum zu verlieren. Er fasste deshalb einen Entschluss. Er stieg hinter den Hochhausrand zurück. Von unten hörte er leises Jubeln. Er hatte sie wieder. Er spürte nochmal die warme Bö. Und erneut hörte er die Durchsage: »Achtung, Achtung! Auf Beschluss der Regierung wird hier und jetzt, mit sofortiger Wirkung, die Zeit ausgeschaltet!« Unser nicht mehr ganz so Lebensmüder – jetzt können wir ihm ja auch einen Namen geben, nennen wir ihn Klaus – Klaus fragte sich, wie

er »hier und jetzt« verstehen sollte. Handelte es sich um dasselbe »hier und jetzt« wie bei der ersten Durchsage oder um ein neues »hier und jetzt«? Und überhaupt, wenn es keine Zeit mehr gab, gab es dann noch ein »hier und jetzt«? Und überhaupt, wenn es keine Zeit mehr gab, gab es dann noch sowas wie Raum? Wie war das nochmal mit Einstein? Oder war es Newton? Klaus dachte kurz darüber nach, ob man ihn mit dem ganzen Zirkus da unten zum Affen hielt. Aber nur kurz. Er schritt einige Meter hinter den Hochhausrand. Dann nahm er Anlauf und sprang. Er breitete seine Arme aus. Er flog. Er flog über die Dächer der Stadt. Die Sonne schien warm. Ein schöner, freundlicher Sommertag. Unter ihm jaulten leise die Sirenen und Megaphone. Bald hörte er sie nicht mehr. Klaus schlug Purzelbäume. Wie ein Akrobat. Und wenn er nicht gestorben ist, so purzelt er heute noch durch die Luft

Franziska Klein

Als sie sich aufrichtet

Als sie sich aufrichtet, sieht sie nicht aus wie ein Vogel, der seine Flügel ausbreitet, eher wie eine Kröte mit gebrochenen Knochen, die zum Sprung ansetzt. Ihr Mund ist leicht geöffnet, ihr Blick starr. Sie ist dünn und ihr Körper bebt, was den Anschein erweckt, sie könnte jeden Moment zerbersten.

Sie zieht sich auf die Knie, richtet ihren Blick nach oben, zu ihm. Er steht vor ihr, unbewegt, ruhig atmend. Es ist fast stockdunkel, nur eine entfernte Straßenlaterne bringt ein wenig Licht in das Zimmer, gerade genug, dass seine Silhouette erkennbar ist. Ihr gegenüber wirkt er groß und kräftig, standfest.

»Lass mich endlich«, flüstert sie kaum hörbar. Der Klang ihrer Stimme flackert wie eine erlöschende Flamme. Wäre es nicht komplett still um die beiden herum, wären ihre Worte wohl untergegangen.
Er bückt sich zu ihr hinunter, legt ihre zitternden Hände in seine. Für eine Weile sitzen die beiden einfach nur so da, schweigend kniend auf den dunklen Holzdielen des Schlafzimmers.

»Du bist nicht bei Sinnen. Leg dich wieder ins Bett«, erwidert er. Dabei klingt er sanft, aber bestimmt.
Sie presst die Lippen zusammen, setzt zu einem Kopfschütteln an. Doch dazu kommt sie nicht. Sie lässt den Blick wieder fallen, wirft den Kopf auf die Brust.

»Komm«, sagt er mit fester Stimme, zieht sie an den Händen nach oben, in seine Arme. Tränen sickern in sein T-Shirt, ihr Körper zuckt und bebt, als würde sie Blut husten.

Nichts von ihrer Aufgebrachtheit geht auf ihn über. Völlig ruhig streicht er über ihre Schultern, die nur von den schmalen Trägern ihres Nachthemds bedeckt sind. Er wartet, bis ihr Schluchzen zu einem abgehackten Seufzen verebbt, dann schleift er sie behutsam in Richtung Bett.

Sie widerspricht nicht, lässt sich benommen auf die Matratze sinken. So, wie sie auf die Decke fällt, bleibt sie liegen, immer noch zitternd.

»Du bist nicht du selbst … Ich mache mir Sorgen.«
»Ich will nicht«, erwidert sie träge.
Er legt seine Hände an ihre Wangen, umrahmt ihr Gesicht mit den Fingern und sieht sie eindringlich an. »Aber es wird dir besser gehen.«

Ohne seine Augen von ihren abzuwenden lässt er sie los, fährt noch einmal über ihr zerzaustes dunkelbraunes Haar. Sanft streicht er ein paar Knoten flach, die sich nicht erst vergangene Nacht dort festgesetzt haben. Dann dreht er sich um, geht zur Kommode am anderen Ende des Schlafzimmers und öffnet eine Schublade. Als er wiederkommt, hält er ein altes Marmeladenglas in der Hand, fast bis zum Rand gefüllt mit ovalen türkisfarbenen Pillen. Das Etikett ist verwaschen, die handgeschriebenen Buchstaben darauf sind kaum noch zu erkennen.
»Ich will nicht«, wiederholt sie klagend. Sie liegt auf dem Rücken und spricht in Richtung Zimmerdecke.
»Du bist krank, Ariana. Wirst du das nie einsehen?« Sein Tonfall hat sich verändert, er ist jetzt lauter, unruhiger. In seinen Zügen erscheint etwas Junges, beinahe Ängstliches.

Seine Reaktion lässt sie zusammenzucken. Langsam, ohne etwas zu entgegnen, setzt sie sich auf, nimmt ihm das Glas ab und angelt eine Tablette heraus. Dann verharrt sie, die Pille zwischen Daumen und Zeigefinger, ihr Gesicht matt, ausdruckslos. Lediglich ihre Augen schreien, unverständlich.

»Mach es für mich«, raunt er, diesmal ziemlich harsch.
Mechanisch hebt sie den Arm, langsam, als würde sie ein schweres Gewicht in der Hand halten. Dann schiebt sie das kleine blaue Ding in den Mund und schluckt.

Es dauert nur ein paar Sekunden, bis sie spürt, wie ihre Lider schwer werden. Träge sinkt sie zurück in die Kissen, auf denen sie saß. In einer letzten unwillkürlichen Bewegung wälzt sie sich herum, dreht sich weg von ihm.

Es wird heller und wärmer um sie herum. Die Schwere in ihren Gliedern verschwindet. Befreit hebt und senkt sie die Arme, immer wieder. Sie blinzelt in die Sonne, die ihr plötzlich sehr nahe scheint. Frische, sommerliche Luft strömt in ihre Lungen. Weiter schlägt sie ihre Arme auf und ab; blau- und grünschimmernde Federn sprießen aus ihren Poren. Die Erde unter ihr ist klein, weit entfernt. Während sie fliegt, verändert sich die Landschaft.
Felder werden zu grünen Wiesen, Straßen verschwinden in tiefen Wäldern. Hügel wachsen aus dem flachen Boden, Flüsse und Bäche quellen aus der Erde hervor.

Irgendwann fällt ihr ein süßer, blumiger Duft auf. Sie folgt dem Geruch, fliegt weiter nach unten in Richtung Erde.
Schon bald erblickt sie dort eine Wiese voller Bäume. Rosa Blüten, die fast so groß sind wie sie selbst, zieren die Zweige. Sie steckt ihren Schnabel in eine der Blüten und beginnt zu saugen. Ihr Mundraum füllt sich mit einem köstlichen süßen Nektar. Es schmeckt wie Honig, nur fruchtiger, intensiver. Ein torkelndes Glücksgefühl scheint davon auszugehen. Minutenlang

schwebt sie in der Luft und trinkt das Elixier der Blüten. Als sie fertig ist, ist sie ein wenig müde, benebelt. Sie lässt sich auf einem Ast nieder und beginnt zu dösen.

Dann ist er wieder da. Er sitzt an der Bettkante, seine dunkelbraunen Augen ruhen sanft auf ihr. Ihre Knochen schmerzen, ihr Kopf brummt. Es ist, als wäre ein Lastwagen über ihre Brust gefahren.
Inzwischen scheint die Sonne aus den beiden Fenstern links und rechts von ihr herein. Trotzdem wirkt das Zimmer düster und kalt durch das dunkle Holz der Schränke und des Bodens.

»Wie geht es dir?«
Schwach hebt sie den Kopf. Der Raum schwankt.
»Nicht gut … Ich fühle mich …«
»Krank?« Er streicht über ihre Stirn, als würde er ihr Fieber messen.

»Welcher Tag ist heute? Ich habe … gar kein Gefühl mehr.« Sie stützt ihren Kopf auf den Händen ab.
»Es ist Donnerstag. Du hast lange geschlafen.«
Sie runzelt die Stirn. »Meine Schwester hatte Geburtstag … Das war vor zwei Tagen.«
Er zuckt mit den Achseln. »Du bist krank. Sie wird das verstehen«, erwidert er gleichgültig.

Erst jetzt fällt ihr auf, dass sie fröstelt in ihrem dünnen weißen Nachthemd, dessen Spaghettiträger sich mit ihren Haaren verknotet haben. Sie kann sich nicht erinnern, wann sie es zum letzten Mal ausgezogen hat. Mit einer kraftlosen Bewegung und einem schmerzverzerrten Ächzen zieht sie sich die Bettdecke über die Schultern und atmet seinen Geruch ein, der sich im Stoff verfangen hat.

»Du musst die Schmerzen nicht ertragen. Du solltest noch eine nehmen.«

Sie schließt die Augen und öffnet den Mund.

Sofie Koch

Zeit durch Raum in Flammen

Goldene Flammen glänzen in der Abenddämmerung, werfen das Licht der Neonröhren warm zurück an die kahlen Zimmerdecken und Wände, den kalten Linoleumboden. Eine einsame Sanduhr steht in der Mitte einer zerkratzten Tischplatte; zwei beinahe runde Glaskammern, die durch einen schmalen gläsernen Spalt verbunden sind und unzählige Sandkörner, die, fein wie Staub, lautlos von einer in die andere Kammer fließen.

Die Uhr selbst ist wenig höher als eine Teetasse, dünnes Gold fasst beide Enden ein und bildet je einen abgeflachten Fuß, auf dem die Uhr steht. Das glänzende Metall reicht, zu scharfen Flammenzungen geformt, beinahe bis zu dem schmalen Spalt zwischen den Glaskammern hinauf, scheint sich wie echte Flammen zu biegen und an dem hauchdünnen Glas zu lecken.

Sandkorn um Sandkorn rinnt nach unten, stürzt von der oberen Hälfte der Uhr in die untere; ein unendlich scheinender Strom bis kein Korn mehr übrig bleibt, das durch den winzigen Spalt fallen, und zu seinesgleichen am Boden der Konstruktion zurückkehren kann. Glas, das so dünn und klar ist, dass es unsichtbar scheint umschließt den Ablauf, macht für eine kurze Zeit das Verstreichen selbiger sichtbar, unangenehm offensichtlich und unabwendbar während es aussieht, als stünde die gesamte Uhr in Flammen.

Seit Stunden sitzt George vor ihr und sieht zu, wie blutroter Sand als Zeit durch Raum fällt, sich sammelt und darauf wartet, denselben Weg zurückzukehren, sobald er die Uhr erneut dreht, immer und immer wieder. Zu Beginn, hatte er sich nicht helfen können, sondern war ununterbrochen mit seinen Fingerspitzen über die goldenen Verzierungen gefahren, hatte das Glas berührt und das filigrane Objekt wieder und wieder hoch in die Luft unter das surrende Licht der Deckenstrahler gehalten.

Es fällt schwer, sich einen Ort auszudenken, der weniger dazu geeignet wäre, dieses Kunstwerk zu bewundern als Georges winziges Zimmer, in der Mitte eines endlos hohen und ebenso hässlichen grauen Betonbaus am Rand der Stadt. In unregelmäßigen Abständen schwillt der allgegenwärtige Lärm von draußen an, steigt an den Außenwänden hinauf und zieht an der Fassade des Hauses vorbei wie der Rauch, den die unzähligen Schornsteine und Feuer, die beinahe täglich in den Straßen ausbrechen, in die Luft atmen. George kann sich kaum noch an eine Zeit erinnern, in der die Sonne mehr als eine diffuse Ahnung am blauen Himmel und nicht hinter undurchdringlichen grauen Rauschschwaden und Smog verschlossen war.

George dreht die Uhr erneut und der Sand erinnert ihn an Asche, blutrote Asche, die sich mehr wie Wasser als Sand bewegt, sich dunkelrot und eben am Grund sammelt. Sobald George die Uhr umdreht, ändert sich das; die ersten Körner, die durch die Verengung im Glas rieseln, sind

heller, beinahe weiß und sammeln sich ebenso hell unten. Mit jedem Korn, das sich auftürmt, wird der Farbton dunkler, von zartem Gelb und Orange zuerst Blut- und endlich Purpurrot, wenn der Sand seine Zeitreise abgeschlossen hat.

Die Sanduhr ist aus der Zeit vorher, soll laut Georges letzter Auftraggeberin magisch, so alt wie die Welt selbst und praktisch unbezahlbar sein und George sitzt seit Stunden davor, wartet und wartet und nichts passiert, außer dass sich der Sand Korn um Korn dunkler färbt. Georges Lider werden schwerer und schwerer und er hat das Gefühl, in den letzten Stunden mehr gealtert zu sein als im vorherigen Jahr; hat jede verstreichende und nun verstrichene Sekunde zu direkt und bildlich miterlebt. Sein Ellbogen ist platt und gerötet, dort wo er auf der Tischkannte aufliegt, sein Unterarm kribbelt schläfrig bis in die Fingerspitzen, die sich mit jedem Atemzug tiefer in Georges Wange graben.

Das war den Auftrag nicht wert. Das war die Angst, das Warten, das Rot unter seinen Nägeln, in seinen Haaren und zwischen seinen Zähnen nicht wert, war die Albträume nicht wert, die nicht an ihrem Platz zwischen Sonnenauf- und -untergang bleiben, sondern George folgen wie Schatten. Die letzten Jahre haben seine Wut mehr und mehr zu Resignation und Müdigkeit verschlissen. Bleierne Erschöpfung hat ihren Platz eingenommen und beschwert gleichsam seine Gedanken und Glieder, hält ihn stumm an seinem Platz wie unsichtbare Ketten. Es kein tiefer Schlaf, in den George fällt, hier mit seinem Ellenbogen auf den hässlichen Küchentisch

gestützt, Fingerspitzen in den Furchen, die sich in sein Gesicht gegraben haben, aber er ist unerbittlich wie die sandigen Ströme die durch die Uhr gleiten – und er kommt einen Moment zu früh.

Der letzte Rest Sand, wenig mehr als eine Prise, rinnt durch das Glas und ein Korn bleibt beinahe an der Kante hängen, fällt einen Atemzug später und langsamer zu seinen Geschwistern. Es ist eine Idee größer als die anderen Körner und wirft einige von ihnen auf, als es im sandigen Blutbad landet.

Bevor es aufschlägt, leuchtet es hell auf, aber nicht hell genug, um George aufzuwecken, der den unruhigen Schlaf der Betrogenen schläft, Zentimeter von der versprochenen Magie entfernt. Magie die älter *ist* als die Welt der Menschen, vergessen und vom Erdboden verschwunden, verdrängt von Metall und Plastik, von Zahlen und flimmernden Displays, von fast toten Körpern, die von Tag zu Tag kriechen und ihre Zeit mit sinnlosen Aufgaben verleben.

Purpurne Flammen brechen aus dem winzigen Korn, hüllen es vollständig ein und gehen im nächsten Moment auf den restlichen Sand über – das hauchdünne Glas umschließt einen Feuersturm, der dunkelrot und pulsierend brennt, bis nichts mehr übrig ist, das verbrennen kann. Dunkler Rauch sammelt sich in der oberen Uhrenhälfte über Luft und Leere, keinem

Hauch von Sand mehr auf dem Grund – und einem winzigen Vogel, der sich auf dem dünnen Glasboden aufsetzt. Seine Augen sind pechschwarz, ohne Iris und in ihnen brennt das Feuer, das bei seiner Geburt im Glas gewütet hat. Über ihm verdunkelt sich der Rauch stetig weiter, wird langsam lila-violett und ist nicht mehr weit von Schwarz entfernt, wirft seinen Schatten über das zarte Wesen. Panisch versucht der Phoenix sich ganz aufzurichten, noch halbliegend, seine Flügel auszubreiten, die aus reinen Flammen gewoben brennen.

Selbst mit ausgebreiteten Schwingen, ist er nicht viel größer als ein Stecknadelkopf und er legt den winzigen Kopf zurück und schreit in die dunkelblauen Rauchschwaden, die weniger und weniger brodeln, stiller werden und abkühlen. Es wird kalt im Glas und der Phoenix schreit erneut, aber George hört ihn nicht im Schlaf und der Rauch ist dunkelgrau, dann schwarz.

Der Feuervogel erhebt sich in die Luft, seine Flügelschläge hektisch und unsicher als er versucht nach oben, zur Seite, *irgendwohin* zu fliehen, als die ersten Schwaden zurück zu Sand abkühlen und, nun schwerer als die Luft, zurück nach unten stürzen, kalt und unerbittlich wie ein Hagelsturm auf offenem Feld.

Den ersten Körnern kann der Phoenix, der zu jung ist, um seinen Namen zu kennen, zu oft gescheitert, um sich noch erinnern zu können, ausweichen. Er versucht sich an den Rand der Glaskammer zu halten während der Sand die untere Kammer füllt und für ein paar glorreiche

Augenblicke ist er in Sicherheit, glaubt, dem Tode entronnen zu sein, aber das Schwarz hört nicht auf, den Grund der Sanduhr zu füllen, bis hoch zu dem verengten Spalt, der der Quell aller Qual zu sein scheint und wäre der Phoenix kein Feuervogel, würden Tränen über seine sekundenalten Wangen laufen und in der, sich auftürmenden, Dunkelheit versinken.

Nur noch eine Prise Sand ist übrig, nur noch so wenig muss er aushalten, aber das Wesen ist zu klein und zart, zu schwach nach seiner letzten Wiedergeburt, und es ist kein Platz, auszuweichen, nach oben, unten oder zur Seite.

Die Körner begraben ihn erbarmungslos unter sich wie dunkler Schlamm eine Kerzenflamme erstickt, decken ihn komplett zu und während Georges Kopf langsam aus seiner Handfläche rutscht, tut der letzte Phoenix seinen letzten Atemzug und wird mit einem letzten Aufflammen zu Asche, zu Staub der sich zusammenballt zum nächsten winzigen Ei, klein genug, um auf der Spitze einer Nadel zu balancieren und ebenso ungesehen, wie das letzte.

Goldene Flammen glänzen im kalten Licht der Neonröhren, leuchten vor dem schwarzen Sand, den sie umschließen.

Moritz Nicklas

Afrika (Ausschnitt)

Diese Idioten, diese völligen, nichtsnutzigen Idioten öffnen schon wieder die Türe und lassen die kalte zugige Luft der morgendlichen Stadt in diesen Raum, der doch eigentlich bequem sein sollte, aber was soll man tun?, denkt sie und schaut kurz auf ihre Cartier, die ihr Ehegatte, der gerade direkt gegenübersitzt und an seinem frischgepressten Orangensaft nippt, vor kurzem im Outlet erstanden hatte. Es ist neun Uhr dreißig, eine gute Zeit fürs Frühstück denkt sie. Alles wäre gut, alles wäre perfekt hergerichtet, die Brötchen frisch gebacken, vielleicht auch nur aufgebacken, aus der Tiefkühltruhe also, doch was soll's, Hauptsache Brötchen (heißt das hier nicht Semmeln? Na ja, mit diesen Bayern kennt man sich nie aus). Und vor allem der Service ist toll, diese Russin, die geschäftig zwischen den Tischen wankt und jeden herzlich fragt, ob denn alles in Ordnung sei. Da geht ihr das Herz auf, und ihrem Mann gleich mit – auch wenn der, weil er natürlich ein Mann ist, das hat sie gestern Abend erst wieder ausführlichst sehen und spüren können, sich seine Freude nicht derartig ansehen lässt wie sie, die als Frau natürlich über ihre Emotionen keinerlei Kontrolle hat und direkt Tränen in die Augen bekommt.

Ja, es scheint im ersten Moment total lächerlich, aber unsere Dame in Schwarz am Frühstückstisch, die noch mitten im Leben steht und gestern erst erfahren hat, was richtig guter Sex ist, freut sich über alles hier, freut sich, dass sie die Beine unter dem Tisch hat, an dem

sie mit ihrem Göttergatten, er sieht Zeus schon ein wenig ähnlich, denkt sie, entspannt sitzt und heult. Das Verhältnis zwischen den beiden scheint ein völlig Symmetrisches zu sein. Denn nun hat auch ihr Gatte Tränen in den Augen, man kann sich ja auch täuschen, aber es ist ganz klar: auch er kann seine Emotionen nicht mehr unterdrücken und kleine Krokodilstränen kullern die Wangen herunter. Sein Sperma ist immer noch fruchtbar, denkt sie, und sie selbst kann auch noch einiges machen, was man als Frau halt so machen kann. Sie fühlt sich immer noch schön, auch wenn langsam die Zeit beginnt, in der sie an ihren körperlichen Verfall denken muss. Aber das alles liegt noch so fern in ihren Gedanken; sie spürt es noch nicht wirklich; die Wolken, die am Horizont mit Unwetter drohen, sind noch so weit entfernt, dass sie die Sonne in vollen Zügen genießen kann. Alles wäre also perfekt, wenn da nur nicht diese Idioten wären, die immer wieder die Tür, die direkt in den zugige Innenhof führt, aufreißen und damit die ganze tollte Atmosphäre mit ihren ekligen Grapschern, die die Türklinke anlangen und herunterdrücken, einreißen. Das ist der Untergang des Abendlandes, dass alle immer sofort die schöne Atmosphäre zerstören müssen. Nichts darf man mehr. Man darf nicht deutsch sein, man darf nicht reich sein und vor allem darf man nicht schön sein, dachte sie und fühlte sich in ihrem Zorn mit ihrem Ehemann vereint. Denn in dessen Gesichtsausdruck spiegelte sich ihr Abscheu. Diese jungen Leute gingen ihnen beiden so auf die Nerven mit ihrem Hypermoralismus, mit ihren korrekten Lebensläufen und ihren korrekten Verhaltensweisen, mit ihren korrekt geformten Körpern und ihren korrekt sitzenden Kleidungsstücken, ja, in ihrer Korrektheit insgesamt waren sie zu hassen, zu bespucken und zu

verdammen, alles gleichzeitig in einem Augenblick. Sie hätten sie gerne ermordet – gemeinschaftlich mit einem großen Dolch, wie in antiken Dramen, hätte gerne auf sie eingestochen, bis das Blut aus ihnen herausgeschossen wäre; doch dazu konnte es nicht kommen, denn dann wäre ja auch auf ihrer weißen Bluse Blut, dann hätte sie keine weiße Weste mehr, wie man so sagt, dann müsste sie abhauen nach Chile – flieht man da überhaupt noch hin? – und dort ein neues Leben führen, und das wäre es ja auch nicht wert. »Oder, Herbert?«, platzte sie mitten aus ihren Gedanken heraus, so als ob Herbert ihre Gedanken bis jetzt mitgelesen hätte und sie nun direkt an ihn eine Frage stellen könnte. Doch der verstand im ersten Moment gar nichts, total blöd stierte er auf das Gesicht seiner Frau, als ob diese ihn gefragt hätte, was der Sinn des Lebens sei. Wären wir hier in einem Film, würde ihm die Kinnlade runterfallen, aber glücklicherweise sind wir ja in keinem Film, denn das ist die Realität, und da stiert der Herbert seiner Frau einfach nur so aufs Gesicht wie ein begossener, aus seinem Zuhause ausgesperrter Pudel nach einer Nacht voller Regen. Wie Männer das so machen, sucht er erst einmal in sich selbst, ob da etwas wäre, das sie gesagt haben und sie zu einer Frage wie »Oder, Herbert?« veranlasst haben könnte. Alle Schubladen in sich riss er auf und suchte nach der Lösung, fand aber keine und verlegte sich deshalb aufs Stieren. Fast wäre ihm die Kinnlade runtergefallen – jetzt also doch, denken wir –, wie gut, dass ein zuckriges Stück Kuchen, das er eben in den Mund geschoben hatte, alles zusammenhielt, was zusammengehörte, was zusammenbleiben musste, um nicht völlig blöd auszusehen.

Und da kamen also diese irren Jugendlichen und brachen in die schöne heile Welt des Ehepaares ein, indem sie die Verandatür für den Bruchteil einer Sekunde öffneten und so zuließen, dass die frostig kalte Luft der Stadt in den bequem warmen Raum eindrang. Für Herbert selbst war es wohl nicht so schlimm, dass er eine kleine Abkühlung bekam, denn er war immer noch damit beschäftigt herauszubekommen, was seine Frau mit ihrem »Oder, Herbert?« gemeint hatte. Da sie jetzt aber auch noch anfing, rot im Gesicht zu werden und voller Wut »Diese Idioten, diese verdammten Idioten« auszuspeien – von einem kleinen Schwall Speicheltröpfchen begleitet –, wurde ihm die ganze Situation etwas unheimlich. Für ihn war das hier nur ein ganz normaler Morgen im Frühstücksraum eines Hotels. Sie hatten im Laufe ihrer Ehekarriere schon viele solcher Räume, manchmal auch Hallen, von innen gesehen, und auch dieser war ein gewöhnlicher Frühstücksraum, in nichts untypisch, außer vielleicht der Ansammlung an Jugendlichen zur Schulzeit, das passte irgendwie nicht ganz ins Konzept, aber er hatte das bis jetzt akzeptiert. Es wird schon irgendeinen Grund geben. Irgendeinen gibt es ja immer.

Noch dazu war es ja passend – es passte ihr sozusagen ins Konzept –, dass die Jugendlichen aussahen, als kämen sie nicht von hier. Warum der Konjunktiv?! Sie kamen ganz sicher nicht von hier. Sie waren gebräunt, zwar nicht vollkommen schwarz, aber doch etwas dunkler, als man es hier in Europa erwarten würde. Gut, nicht mehr in letzter Zeit, da änderte sich ja alles und nichts blieb gleich; kein Stein blieb auf dem anderen, und nun auch diese blöden Jugendlichen, diese blöden jugendlichen Ausländer, die sich hier ausbreiteten und diese Tür

öffneten, sodass es ihr kalt wurde; ja es war ihr kalt ums Herz geworden, so richtig eng, und sie hätte sie gerne alle erschlagen; und er saß völlig blöd da, so als ob er nicht – nein wir wissen es ja inzwischen! –, er wusste nicht was hier vor sich ging. Er saß einfach nur ganz dumm glotzend da und stierte seiner Frau ins Gesicht. Er hatte natürlich mal wieder nichts gemerkt. Das war ja immer so in letzter Zeit. Er war einfach nur da und begleitete sie überall hin, aber eigentlich hatte sie die Hosen an – wie man so sagt – und eine richtige Meinung hatte er auch nicht, es sei denn, seine Gattin äußerte ihre, aber da sie jetzt beide so dasaßen, und er überhaupt nicht verstand, was denn nun los sei, war es absolut nicht so, dass er irgendeine Meinung zu den drei Ausländern gehabt hätte. Man wusste nicht einmal, ob er sie überhaupt als Ausländer bezeichnen würde. Vielleicht waren es ja Inländer in seinen Augen, wer weiß das schon. Vermutlich würde er sie gar nicht sehen, sondern nur, wenn ihn seine Frau darauf hinweisen würde.

Aber nun waren sie alle hier, und alle gut gekleidet, das musste man ihnen lassen, also nicht unordentlich oder so, nicht wie man sich Ausländer normalerweise vorstellt; total ungepflegt, mit Fünfzehn-Tage-Bart; nein gar nicht; gewaschen waren sie, parfümiert sogar, man konnte es riechen, wenn man wollte. Keine Drogen, zumindest schienen sie keine Einstichstellen an den Oberarmen oder sonst wo zu haben. Es waren anscheinend gute Ausländer, dachte sie. Man hätte sie direkt als Menschen akzeptieren können, wenn sie nicht so blöd gewesen wären, diese scheiß Türe aufzureißen, dachte sie und war nun völlig rot angelaufen.

Herbert konnte sich nicht mehr halten und es platzte aus ihm heraus: »Was ist denn, Gerda? Du bist so komisch gerade!« Wirklich unschuldig saß er da und wartete auf eine ehrliche Antwort. Eine Antwort, die alles aufklären würde, so hoffte er.

Das Rot in Gerdas Gesicht wurde immer röter, und sie schien es nicht fassen zu können, dass ihr Gatte so völlig hirnamputiert sein konnte. So blöd war, gar nicht zu merken was hier vor sich ging, welche unverschämte Frechheit vor sich ging. Der Untergang des Abendlandes in einer kurzen Situation zusammengefasst wäre das hier. Diese Idioten, diese verdammten Idioten machten den Deckel drauf auf den Untergang.

Gerda zeigte mit ihrem Zeigefinger auf die Türe und stach mit fuchtelnden Bewegungen in ihre Richtung. »Da, dort, siehst du das nicht?« – »Das ist eine Tür, mein Schatz« – »Ja, natürlich ist das eine Tür, ich bin ja nicht blöd. Aber was ist mit dieser Tür?!« – »Manchmal verstehe ich dich nicht.« Sie schüttelte einfach nur noch den Kopf. So völlig unverstanden zu sein von diesem Menschen, mit dem sie doch mehr als die Hälfte ihres Lebens verbracht hatte, war wie ein Faustschlag ins Gesicht. Direkt ins Gesicht. Nicht, dass Herbert erst jetzt dumm geworden wäre; er war es schon immer ein wenig, na ja, sehr, um genau zu sein. Aber er hatte das, was sie brauchte: Geld, so wie es oft war. Er hatte geerbt, sie war so schlau das rechtzeitig zu erkennen, und sie band ihn durch die Ketten des Ehevertrags fest an sich. Aber so dumm. So dumm konnte man doch nicht sein; das muss doch einfach jeder erkennen, was hier vor sich ging? Oder? Die Umgebung schwieg sie mindestens genauso an wie ihr Gatte. So völlig

unverstanden zu sein von der Welt, war nicht neu, aber dass nicht einmal mehr Herbert merkte, was vor sich ging, das war der Gipfel der Grausamkeit.

#

Wir waren heute früh aufgestanden, so ungefähr um sechs, um den Tag zu begrüßen, und es schien nichts im Weg zu liegen, keine Steine oder so. Im Hotel herrschte noch herrliche Ruhe, harmonisch und warm hing die Sonne am Horizont, und wir machten uns auf zum Frühstück. Wir kannten uns alle erst seit kurzem, waren hier, weil wir dieses Land sehen wollten, in dem wir noch neu waren. Wir reisten nun schon seit einigen Wochen von Stadt zu Stadt, immer gemeinsam, wie eine Karawane zogen wir durch die Gegend auf der Suche nach jemandem, der uns willkommen hieße. Wir, das waren drei junge Männer und es schien fast unglaublich, aber wir waren so etwas wie Brüder in dieser kurzen Zeit geworden. Unsere Geschichten verbanden sich zu etwas, das ein ganzes ergab und alles schien möglich, wenn wir zusammen waren, ja, es war so, als hätten wir ein sicheres Netz gewoben, das uns auffing in diesem fremden Land.

Wir kamen alle von wo anders her. Wie man so sagt, waren wir nicht von hier, und das reicht aus, um uns auszusortieren. Aber auch wir haben Namen und Geschichten, Brüder und Schwester, Sorgen und Nöte. Nur will sie keiner hören. Die meisten verstopfen sich die Ohren gegen unser Elend; gegen die Wahrheiten, die wir verbreiten. Sie stempeln uns als Lügner ab. Wir übertreiben doch. Das kann doch gar nicht so schlimm sein. Krieg gab es schließlich schon

immer. Damit muss man halt umgehen können. Krieg war doch noch lange kein Grund, in Scharen die Heimat zu verlassen. Ja, es war doch ihre Heimat.
Doch unsere Heimat gab es nicht mehr. Sie war in Schutt und Asche gelegt worden, auch von denen, die uns retten wollten – sie sagten zumindest, dass sie das wollten. Fakt ist aber, dass sie auch Krankenhäuser bombardierten und Kinder töteten, Giftgas in großen Fässern vom Himmel regnen ließen. Und warum? Nur aus Macht. Das ist die einzige Antwort, die es auf diese nicht gestellte Frage gab. Alle kämpften, aber keiner fragte: warum? Alle leiden, und nur wenige fragen: warum?
Wir versuchten nun hier heimisch zu werden, zwischen den Häusern dieser vermeintlichen Retter; in den Ritzen ihrer Herzen versuchten wir eine neue Festung zu bauen, auf dass sie niemals zerstört werden könne. Doch wir wussten genauso gut: nichts ist für die Ewigkeit. Alles hat ein Ende. Wir hofften nur, dass es nicht allzu bald käme.

Dominik Pohlmann

Drehstuhl

Die Tage vergingen und ich hatte mich wieder in mein Zimmer zurückgezogen. Die Decke über den Kopf und mit der Taschenlampe magische, düstere Welten ausgeleuchtet. Ich mochte die Gruselstimmung dabei. Jedes Knacken der Heizung ließ mich zusammenfahren. Jeden Schritt im Haus hielt ich für einen Einbrecher, der mich in eine fremde Welt entführen würde. Absolute Stille bedeutete, dass irgendein Monster auf der anderen Seite der Decke lauerte, um mich zu zerfleischen.

Doch passt du nicht auf, können deine Träume und Fantasien Realität werden.

Dann hörst du plötzlich deine Mutter im Wohnzimmer kreischen, während dein Vater umherbrüllt. Dann verkriechst du dich immer weiter unter deine Decke, willst den Krach ignorieren, doch kannst es nicht. Du wünschst dir, dass der Krawall wieder aufhört. Es verwirrt dich, dass du Schläge hörst, wo deine Eltern doch immer gut miteinander ausgekommen sind.

Leise kroch ich unter der Decke hervor und stieg vorsichtig aus dem Bett. Ich schlich zur Tür und öffnete sie so langsam, wie an Weihnachten, um zu sehen, wer die Geschenke bringt. Zwischen meinen Eltern und mir waren jetzt noch eine Treppe mit dreizehn Stufen und eine

weitere Tür. Bevor ich die Treppe hinunterging lauschte ich, ob es noch immer Zeit für einen Helden war. Auf dem Dachboden knarzte etwas, aus meinem Zimmer war das Ticken meiner Uhr zu hören und aus dem Wohnzimmer drangen noch immer das Kreischen und Brüllen.

Ich ging die Treppen hinunter. Zu schleichen hörte ich auf, weil ein Held nicht schleicht, sondern mit aufrechtem Haupt in die Schlacht zieht. Unten angekommen betrat ich das Wohnzimmer. Es war tatsächlich ein Schlachtfeld. Der Tisch lag auf der Seite, der Fernseher hatte ein Loch und der Sessel war im ganzen Raum verteilt. Meine Mutter stand auf dem Sofa und kreischte die Decke an, während mein Vater mit einem Schuh bewaffnet brüllte:

»Komm da runter, sie tut dir nichts. Sie springt dich allerhöchstens an, wenn du so nah an der Decke bist!«
»Wenn du sie nicht triffst, fällt sie auf den Boden und ist dann sonst wo!«, rief meine Mutter.
Meine Mutter bemerkte mich zuerst.
»Bleib, wo du bist und mach die scheiß Tür zu!«, begrüßte sie mich.
»Was ist hier los?«, fragte ich.
»Deine Mutter übertreibt und kommt nicht vom Sofa runter«, antwortete mein Vater.
»Weil du das Mistvieh nicht treffen wirst!«, fiel meine Mutter dazwischen.

Beim Blick zur Decke entdeckte ich einen großen schwarzen Fleck. Eine Spinne.

Von meinem Heldengefühl angetrieben, rückte ich den Wohnzimmertisch unter die Stelle, wo die Spinne war und platzierte einen Stuhl aus dem Esszimmer darauf. Ich stieg zielstrebig hinauf, fing die Spinne mit meinen Händen und ließ sie aus dem gekippten Fenster herausgleiten.

In der Nacht hörte ich Schritte. Nicht vor meiner Tür, nicht von unten, sondern von oben. Ich bekam Angst. Niemand hatte einen Grund dort oben zu sein. Seit meine Schwester weg war, stand der Dachboden leer. Meine Schwester. Ich erinnerte mich an ihren Befehl und meine Heldentat: *Du musst jetzt auf Mama und Papa aufpassen.* Helden machen nie Pause. Also sprang ich aus dem Bett, ging hinaus auf den Gang und stieg die Stufen zum Dachboden hoch. Auf halber Höhe verstummten die Schrittgeräusche, endeten mit einem Schleifen über den Boden und es schien, als würde sich etwas Schweres auf etwas Weiches fallen lassen. Ich ging weiter.
Oben angekommen trennte mich nur noch eine Tür vom leeren Raum. Einem leeren Raum, in dem etwas klackerte. Die Tür öffnete sich langsam. Ich hatte mich noch nicht einmal nach dem Türgriff gestreckt. Inmitten des Raumes stand ein lederner Drehstuhl. Nur der Stuhl und sonst nichts. Nichts, was laufen, fallen oder klackern kann.

Ich setzte mich auf den Drehstuhl und fing an, mich zu drehen. Immer schneller, bis der Raum um mich herum zu einem unklaren, grauen Wirbel wurde. Mir wurde schlecht, doch ich

konnte nicht mehr stoppen. Ich wollte schreien, doch jeder Ton blieb mir im Hals stecken. Kurz bevor ich mich in eine drehende, speiende Brunnenfigur verwandelte, hielt der Stuhl an, wie gegen eine Wand gefahren.

In dem Moment, als ich aufstehen und zu Mama und Papa rennen wollte, schossen aus den beiden Armlehnen schwarze Seile heraus, die mich an den Handgelenken festbanden. Auch über meinen Schultern stachen schwarze Seile aus der Rückenlehne und schlangen sich um meinen Hals. So konnte ich nur die Wand vor mir anstarren.

Rechts von mir hörte ich wieder Schritte. Klackernde Schritte. Wie eine Holzfigur, deren Beine zu starr waren, um normal zu gehen. Etwas Kaltes berührte meine Schulter und strich langsam meinen Arm entlang. Es war eine Hand mit starren, weißen Fingern. Ein Gesicht mit weitaufgerissenen Augen, die mich leblos anstarrten, glitt in mein Blickfeld. Es war eine Schaufensterpuppe, etwa so groß wie ich. Ihre Stimme rauschte wie eine schlechte Tonaufnahme:

»Du hättest gestern nicht den Helden spielen sollen. Dein Körper ist so warm … Mutter wird sich freuen.«

Links von mir glitt ein Schatten von der Decke hinab. So breit, wie mein Kleiderschrank hoch und so hoch, wie mein Bett breit ist. Vielleicht sogar größer.

»Gute Arbeit, mein Sohn. Noch etwas klein, aber Menschen in diesem Alter wachsen noch«, sagte der Schatten und kroch auf mich zu.

Die Puppe öffnete ihren Mund und acht rote Augen leuchteten mir entgegen. Aus der Rückenlehne schossen vier weitere Seile, die meinen Mund aufrissen. Es fühlte sich an, als würden meine Lippen aufplatzen. Der Schatten war eine riesige Spinne, die sich nun vor mir aufrichtete. Ihre Augen leuchteten nicht. Sie strich mir mit einem ihrer Beine die Haare aus dem Gesicht und meine Wange entlang.

»Diese Wärme … diese Lebensenergie … diese Hülle ist perfekt. Robuster als das Mädchen.«

Die Seile öffneten meinen Mund noch weiter. Meine Lippen platzten auf. Die Augen der Spinne leuchteten gelb, bevor sie in mir verschwand.

Tizian Pöhlmann

Eigentlich

Ich glaube, ich hasse ihn. Er hat ein Feuer gemacht und Reis aufgesetzt. Immer wieder schaut er zu mir. Er sieht, wie sein Herr unter dem Schatten der Bäume liegt, keuchend und schwitzend.
Die Blicke, die ich ihm zuwerfe, wann immer der Schmerz es zulässt, die ihm nur eines mitteilen sollen: Verachtung vor ihm als Mensch und als Stellvertreter für all die anderen und an erster Stelle vor seiner Unterwürfigkeit, die sieht Ananda nicht. Diesmal kreuzen sich unsere Blicke länger und aus dem sich langsamen Anheben seiner Mundwinkel schließe ich, dass er glaubt, ich wolle ihm zulächeln. Mir war bewusst, dass er ein Trottel war. Aber so dumm?
Sein Lächeln wird immer breiter und dann, ich glaube, das bilde ich mir ein, wird es zu einem lauten Lachen. Ich höre das Geräusch von grasenden Kühen. Anandas Gesicht verformt sich; aus dem Mönch wird das Zerrbild eines Hirten. Er kommt mit einer Schale Reis. Langsam richte ich mich auf. Es ist wieder Ananda.
»Lehrer«, sagt er und kniet sich neben mich, »ist es nicht an der Zeit, über die Zukunft des Ordens zu reden?«
Ananda unterdrückt ein Schluchzen. Gleich fängt er an zu weinen.

Ich kaue den Reis. Es schmeckt nach nichts. Dann muss ich Husten. Als hätte mir ein Schlachter sein Messer in den Lungenflügel gestochen, kurz abgewartet und mit aller Kraft hochgezogen, krümme ich mich und spucke Reis und ein wenig Blut. Ich sehe verschwommen. An dem Reis klebt Blut. »Wasser«, sage ich, »Ananda, hol mir Wasser!« Ananda ist aufgesprungen wie ein dummes Huhn und froh eine Aufgabe zu haben. Mit gekrümmtem Kopf nahe am Boden folgen meine Augen seinem Lauf zum Fluss, seinem Körper, seiner Aufregung, die immer kleiner wird. In dieser erbärmlichen Position harre ich aus, bis ich den Diener außer Hörweite glaube. Dann schreie ich. Die Götter – ich verfluche sie.
Abgemagert bin ich und Schmerzen habe ich so sehr wie damals, als ich noch dümmer als Ananda war. Eine frische Brise kommt, sie erzählt mir das, was ich nicht sage und ich höre nicht. Ich höre nicht zu. Meine Konzentration gilt allein dem Spuckfaden, der meinem Mund entspringt, der ihn und die trockene Erde unter mir …

Enttäuscht hattest du dich von deinen Lehrern Uddaka Rāmaputta und Alara Kalam abgewandt. Als sie dich zum Lehrer machen wollten, wusstest du, dass sie Schwätzer waren und suchtest dein Heil in der Askese. Du ernährtest dich von dem Mist der Tiere und schliefst unter freiem Himmel. Fünf andere Asketen hast du in dieser Zeit getroffen. Du übertrafst sie alle. Wenn sie sich hundert Haare ausrissen, so rissest du dir alle aus. Wenn sie eine halbe Stunde in Dornen lagen, so bliebst du darin tagelang. Nachts, wenn du frorst und alle

Hoffnung auf Erlösung aufgegeben hattest, dachtest du an die fünf Asketen und ihre Bewunderung breitete sich wie eine warme Decke über dir aus.

Der Faden reißt. Ich schreie nach Ananda und übertöne die Stimme. Sie ist weg, Ananda auch. Ich lege mich auf den Rücken und warte auf die Schmerzen. Sie werden kommen. »Einatmen, ausatmen«, sage ich mir. Fast glaube ich mir und dann sage ich mir, denk an den Hirten. Der Tag, als du zum Buddha wurdest, begann mit Atemübungen. Du lagst nackt in der Wildnis und wurdest von einem warmen Strahl geweckt. Du öffnetest die Augen. Kühe umringten dich und eine ließ ihr Wasser auf dich ab. Du atmetest aus. Die Pisse lief dein Gesicht hinab. Du atmetest ein. Alle deine Glieder schmerzten noch vom Dornenliegen. Du atmetest aus. Ein Hirte kam dazu und pikste dir mit seinem Stock in die Wunden. Du atmetest ein. Der Hirte lachte und pikste weiter. Du atmetest aus. Dann ging alles schnell, du nahmst den Stock und der Hirte lag im Gras, ob er tot war, wusstest du nicht. Du vertriebst die Kühe, nahmst den Proviant des Hirten: Reis und Dickmilch – dann liefst du weg.
Deine Scham war groß, der Hunger auch. Du wolltest nur trinken und essen, als die Asketen kamen, aber das tatest du nicht. Deine Scham war größer.
»Du lebst jetzt also im Überfluss, Freund Gotoma?«, sagten sie und schielten auf den Reis.
»Nein«, sagtest du, »redet mich nicht mit Namen oder Freund an. Tathāgata ist vollständig erwacht. Ich werde euch unterweisen.« Der Zweifel in ihren Gesichtern brachte dich damals fast um. »Habt ihr mich jemals so reden hören?«, schobst du nach und so hörten sie dir

schließlich zu. Bis heute weißt du nicht, ob es deine Worte waren oder der Reis, aber sie schenkten dir ihren Glauben und du ihnen den Reis. Mehr und mehr baten um Unterweisung und schließlich erlaubtest du dem Kaufmann Anathapindika ein Kloster zu bauen. Manchmal, besonders dann, wenn du all die Menschen sahst, die dir auf deinen Wanderungen folgten und vor dir den Weg bereiteten, fragtest du dich, ob all das, was du erzähltest, vielleicht wirklich stimmte. Du hast …

»Lehrer, ich habe das Wasser«, ruft Ananda. Seine Haut leuchtet goldbraun. Er läuft auf mich zu und hilft mir auf. Ich trinke und esse. Kein Hustenanfall unterbricht mich. Wir werden Sāvatthī nicht erreichen, denke ich. Ananda schaut mir zu und ich blicke auf. Ich blicke Ananda an. Er lächelt mir zu.

Teresa Reichl

Als der Schreck sitzenblieb (Ausschnitt)

»Mau-Mau!«, sagt der Mitbewohner und schmeißt meinen König mit seinem Springer vom Schachfeld.
»Uno«, sag ich, »Das heißt Uno.«
Wir haben uns schon lange auf feste falsche Spielausrufe geeinigt, der Mitbewohner und ich, aber er vergisst sie immer wieder. Mau-Mau bei Uno, Uno bei Schach und Schachmatt bei Mau-Mau. Nicht so schwer, könnte man meinen, aber vielleicht interessiert es den Mitbewohner auch einfach nicht wirklich. Vielleicht tut er es nur mir zuliebe. Also überhaupt die falschen Sachen zu sagen. Oder er tut es, um mich zu ärgern. Also die falschen falschen Sachen zu sagen. Auf jeden Fall hat er meinen König geschmissen und als der vom Schachbrett auf die Schachkacheln auf den Boden fällt, macht es tack---tacktack.
Kurz überlege ich, seit wann mein König tack---tacktack macht, wenn er vom Schachbrett auf die Kacheln fällt, denn ich weiß genau, wie das klingt, nämlich anders. Nachdem ich fertig überlegt habe, dass mein König auf gar keinen Fall tack---tacktack macht, wenn er vom Schachbrett auf die Kacheln fällt, fällt mir aber auf, dass das die Nachbarin ist, die an der Tür klopft.

»Das ist die Nachbarin«, sag ich zum Mitbewohner, der auch den König ansieht, als würde er überlegen, seit wann er tack---tacktack macht, wenn er vom Schachbrett auf die Kacheln fällt, aber er ist noch nicht fertig mit Überlegen, weil er nämlich nicht weiß, wer wie klopft. Das war aber auch ein schwerer Klopfer für den Anfang, die Nachbarin hat nämlich komisch geklopft. Und ich weiß genau, wie sie normalerweise klopft, nämlich anders. Normalerweise klopft sie tack-tacktack. Alle anderen im Haus klopfen tacktacktack, außer der Hausmeister, der klopft tacktacktacktack. Und alle ganz anderen müssen eh klingeln, bevor sie klopfen können, und dann können wir aus dem Fenster in der Küche auf die Straße sehen, wer da ist.
Jetzt aber klopft eindeutig die Nachbarin und zwar komisch. Irgendwas ist los mit ihr.
»Irgendwas ist los mit ihr«, sage ich zum Mitbewohner, der hat immer noch keine Ahnung, wer wie klopft, nickt aber ernst und öffnet die Tür, was er sonst nie tut, egal wer wie klopft. Die Nachbarin ist mit einem Riesenschritt in der Küche, sie ist kreidebleich und ich habe Angst, sie zerfällt gleich oder bricht auseinander oder löst sich auf wie ein Stück Kreide, das zu lange im Tafelwasser gelegen hat und zum Schreiben nicht mehr geeignet ist.
Noch steht sie aber da, relativ unzerbrochen, bis auf das Pflaster, das sie ziemlich immer um den linken kleinen Finger hat, weil sie immer an ihrer Nagelhaut zieht, sagt sie, und sich das meistens entzündet. Und relativ unaufgelöst, also körperlich, innerlich ist sie sehr wohl aufgelöst, das merkt sogar der Mitbewohner, ohne zu wissen, dass sie komisch geklopft hat. Sie steht also in einem Stück in unserer Küche und sagt:
»Mir sitzt der Schreck im Nacken.«

»Der Schreck?«, fragen wir,

»Der Schreck«, sie nickt.

»Der Schreck«, wir nicken, obwohl wir offensichtlich keine Ahnung haben, was sie damit meint. Aber wir haben Angst, zu fragen, weil sie nur relativ unzerbrochen und nur körperlich nicht aufgelöst ist.

Die Nachbarin setzt sich auf den Stuhl des Mitbewohners, hält sich den Nacken, sieht auf den König am Boden und sagt: »Oh, Uno.«

Ich liebe sie schon auch ein bisschen dafür, dass sie meine falschen Spielausrufe benutzt, ich musste es ihr nur ein Mal erklären, als sie zum ersten Mal bei uns geklopft hat, um sich vorzustellen. Und als sie da das erste Mal in unserer Küche stand, auf unserem Schachkachelboden, hat mich sofort alles an ihr fasziniert. Keine Ahnung, wie sie das macht, aber sie hat eine ganz eigene Art in allem, was sie tut. Sogar, wenn sie sich die Haare hinters Ohr streicht – und das tut jeder Mensch – dann tut sie das eben nicht wie jeder andere Mensch auf der Welt, sondern wie die Nachbarin. Bald habe ich sie an den Geräuschen erkannt, die sie beim Gehen macht, wenn sie die acht Stufen zu ihrer Wohnung heraufgeht. Ich erkenne, wie ihr Schlüsselbund klappert, wenn sie ihn hält, obwohl er in meiner Hand immer anders klingt, egal ob ich ihn links oder rechts halte. Sie hält ihn links, obwohl sie eigentlich Rechtshänderin ist. Und ich erkenne eben, wie sie klopft – sogar, wenn sie komisch klopft.

Sie sitzt also in einem Stück in unserer Küche und ihr sitzt der Schreck im Nacken und dann weint sie. Ich musste sofort auch weinen. Alles, was die Nachbarin fühlt, scheint einfach so auf

mich überzugehen. Eins zu eins. Das ist nicht normal bei mir, überhaupt nicht, ich weine ja nicht mal bei Filmen, und auch nur bei ganz wenigen Büchern. Aber bei der Nachbarin kann ich mir nicht helfen. Wenn ihr etwas so wehtut, dass sie weinen muss, dann tut es mir automatisch genauso weh. Sie lacht, als sie mich weinen sieht, also lache ich auch. Ich strenge mich unheimlich an, auf jede ihrer Bewegungen zu reagieren. Ich verfolge alles, was sie tut.

»Und er ist dir auch in die Glieder gefahren?«

»Wer?«

»Na, der Schreck?«, frage ich, mehr um irgendwas zu sagen, als eine Antwort zu erwarten, die mir vielleicht beim Verstehen hilft.

»Nein«, sagt die Nachbarin, »er sitzt nur im Nacken, da bin ich ganz sicher.« Sie knetet sich die Hände, also tue ich das auch, aber im Stehen sieht das irgendwie komisch aus, deshalb lasse ich es bald wieder.

Ich frage mich, wieso ihr nicht stattdessen der Schalk im Nacken sitzt. Das fände ich gut. Oder irgendwas anderes, irgendwo anders: Pfeffer im Arsch, Tomaten auf den Augen, Schmetterlinge im Bauch, irgendetwas. Alles, alles außer diesem Schreck, der ihr im Nacken sitzt, und der sie dazu bringt, komisch zu klopfen, nur relativ unzerbrochen und nur körperlich nicht aufgelöst zu sein.

»Wie ist das denn passiert?«, fragt der Mitbewohner und fängt an, der Nachbarin den Nacken zu massieren, als könnte man einen Schreck, der jemandem im Nacken sitzt, einfach wegmassieren. Ich will ihn fast aufhalten, weil die Nachbarin immer noch nur relativ

unzerbrochen und nur körperlich nicht aufgelöst ist, aber auch ein Stück Kreide, das zu lange im Tafelwasser gelegen hat und zum Schreiben nicht mehr geeignet ist, kann man massieren, ohne dass es zerbricht, also sage ich nichts.

»Na ja, also, ich habe das Bad geputzt, weil ja Sonntag ist, ich putze doch immer sonntags mein Bad«, sagt sie und sieht uns wieder an, wie uns nur die Nachbarin ansieht, weil nur sie so sehen kann und weil sie nur so sieht, wenn sie uns ansieht und wenn irgendwas ist. Sie sieht uns an und wartet auf eine Reaktion. Ein »Ach echt?«, ein »Nein! Was?«, ein »Hui! Wirklich?«, als ob wir nicht wüssten, dass sie immer sonntags ihr Bad putzt, das weiß sogar der Mitbewohner.

»Wissen wir, mein Schatz«, sage ich stattdessen, setze mich ihr gegenüber, wieder auf meinen Stuhl, ziehe ihre Hände in die Mitte des Tisches und des Schachfeldes und schmeiße dabei die letzten Figuren um, die noch stehen. Und dann nehme ich ihre Hände in meine und lasse sie nicht mehr los, bis sie fertigerzählt hat. Dabei bin ich stolz auf mich, weil das die erste Aktion ist, die ich der Nachbarin gegenüber je gewagt habe. Ansonsten reagiere ich nur. Ich verkneife mir ein Lächeln, aber ich weiß nicht, ob es klappt.

Und die Nachbarin erzählt uns, wie sie ihr Bad geputzt hätte, so wie jeden Sonntag, und dass da eine Spinne in ihrer Badewanne gesessen hätte. Und dass sie ja eigentlich nichts gegen Spinnen hätte, aber sie sei eben erschrocken, weil sie keine Spinne in ihrer Badewanne erwartet hatte, weil da noch an keinem Sonntag eine war. Also hat sie sich erschrocken und nachdem sie damit fertig war, sich zu erschrecken, das dauert ja wirklich nicht lang, ging der Schreck aber

nicht weg, sondern blieb in ihrem Nacken sitzen. Und seitdem könne sie vieles einfach nicht mehr tun, das habe sie jetzt schon gemerkt, obwohl es erst ungefähr eine halbe Stunde her sei. Die Nachbarin sitzt also jetzt in unserer Wohnung, es ist Sonntagmittag und ihr sitzt der Schreck im Nacken. Wir wissen jetzt, wie er dahin gekommen ist, aber wirklich weitergeholfen hat das nicht. Also machen wir eine Liste, wie wir ihn vielleicht wieder aus der Deckung locken können, in der er es sich gemütlich machen will.

Und ich sitze der Nachbarin gegenüber und weiß nichts mit mir anzufangen. Weil es jetzt nicht mehr reicht, die Nachbarin zu imitieren und zu hoffen, dass sie mich dadurch mag und irgendwann auf die Idee kommt, mit mir zu schlafen. Jetzt muss ich handeln, jetzt muss ich Dinge vormachen, reden, Ideen haben, helfen, eigenständig Dinge tun, obwohl die Nachbarin im Raum ist.

Amelie Schmid

Schaltjahresblues (Ausschnitt)

Winter

»›Der Tod ist groß, wir sind die Seinen‹. Was ist ’n das eigentlich für ein Dreck, hä? Was soll das überhaupt heißen? Das hätte der Alte doch niemals auf seinem Grabstein stehen haben wollen. Ich verklag die, ich sag’s dir.«

Du bist achtzehn und trittst gegen den Grabstein. Der Schnee, der ihn bedeckt hatte, bröckelt erschrocken weg. Der Freund guckt sich verstohlen um, ob nicht gleich eine Sirene losgeht und ihr vom Friedhof geworfen werdet. Aber da sind nur die Gräber, die unter ihren weißen Daunendecken friedlich nebeneinander schlafen. Alles ist still, so als ob jedes Geräusch hier tief unter dem Schnee begraben liegt. So wie jeder andere Mensch auch.

»Ich finde es schön, irgendwie. Und du hast gar nicht das Geld, um jemanden zu verklagen.«

Statt etwas zu erwidern, ziehst du nur an deiner Zigarette und wirfst ihm einen Blick zu, der Verbrennungen zweiten Grades verursachen könnte. Dann guckst du wieder den Grabstein an. Dort sitzen zwei fette Engelchen, die Händchen halten. Du zeigst mit der Zigarette darauf und Asche fällt vor ihre winzigen Füße.

»Die Dinger hätte er höchsten als Zielscheibe benutzt, zum Schießen üben. Ich sag dir, wenn ich die Cousine erwische, die das verbrochen hat…« Die Cousine hat dich früher auf

Familienfeiern immer dazu gezwungen, mit ihr Cowboy zu spielen und du warst das Pferd. Oder du wurdest von ihr als Geisel genommen und an den Marterpfahl gefesselt. Eigentlich hast du zu viel Angst vor ihr, um ihr überhaupt etwas entgegenzusetzen. Das sagst du aber nicht.

»Er war echt schnell weg«, sagt der Freund. Sein Haar ist lockig und inzwischen blau gefärbt. Wenn es unter seiner Mütze hervorlugt, sieht es immer so aus, als ob ein Wasserfall aus seinem Kopf geflossen kommt. Dein Vater sagt immer, der Schlumpf käme ihm nicht ins Haus. Er kommt trotzdem. »Ich meine, wir haben ihn doch am Tag vorher noch gesehen, im Café. Er hatte Pfannkuchen und ein Spiegelei vor sich stehen und er hat beides gleichzeitig gegessen. Und er hat uns ganz schön eins ans Ohr gelabert. Ich glaube, er hat mich nicht sonderlich gemocht.« Du musst lächeln, hältst aber die Hand davor. Du weißt gar nicht, vor wem du es versteckst – vor dem Freund oder dem Großvater in seinem Grab.

»Sicher, aber der ist immer so gewesen. Auch, wenn du nicht dabei warst. Immer hat er alles an einem hervorgewühlt, was ihm grad nicht gepasst hat. Der Job, dass man keinen hatte, die Freundin, dass man keine hatte, die Klamotten, die Haare … Ich sag's dir, er hat einfach beschlossen, jetzt reicht es ihm mit mir. Jetzt stirbt er einfach, nur um mir eins auszuwischen. « Der Freund sagt nichts, kniet sich nur vors Grab und wischt den Engeln fast zärtlich den Schnee vom Kopf. »Hat mir auch voll den Zeitplan ruiniert, mit der Beerdigung und so. Ich wette, das war Absicht, Mann.«

Du schnippst die Zigarette nach dem Wort »Tod« und kniest dich neben den Freund. Die Kippe landet bei einem der fetten Engel, als hätte er sie fallen gelassen. Der Freund schaufelt Schnee darüber. Ein kleines Begräbnis. Dann dreht er sich zu dir um und stellt eine Frage. Immer muss er Fragen stellen. »Und wie geht es dir jetzt damit? So, hier drin, meine ich.« Er deutet auf sein Herz. Du schaust ihm nicht in die Augen, fixierst nur das »O« im Wort »Tod«. Es ist wie ein Tunnel ohne Ende.

»Er war so ein Arschloch. Er hat mir immer eine Kopfnuss gegeben, wenn er mich gesehen hat, bis ich schon zusammengezuckt bin, wenn ich nur seinen Namen gehört habe. Immer hat er mir gesagt, dass ich ein Mann sein soll. Groß und standfest und ohne Gefühl. Ja, eigentlich kann ich mich gar nicht erinnern, dass er mal gelächelt hätte.«

»Und?« Du guckst in den Tunnel. Dann guckst du deine Hände an, die rot sind vor Kälte. Dann die lächelnden Gesichter der fetten Engel. Du guckst überallhin, nur nicht in die geduldigen Augen des Freunds.

»Ja, verdammt, ich vermisse ihn. Zufrieden? Er war ein Arschloch und ich, ich vermisse ihn, verdammt noch mal.« Du hast schon seit Jahren nicht mehr geweint. Schon gar nicht, wenn jemand dabei war. Um dir die Scham zu ersparen, zieht der Freund dir erbarmungsvoll das Stirnband über die Augen. Seine Hand, die deine Nase streift, ist noch eiskalt vom Schnee.

Frühling

»Gehst du nicht hin? Du musst doch hingehen.« Es ist schon gar nicht mehr so, als ob du in deinem Bett liegen würdest. Mehr so, als ob das Bett und du langsam eins geworden seid. Groß, schwer und kastenförmig.

»Ich muss gar nichts.«

»Aber du bist doch sein Sohn.«

Ihr seid zweiundzwanzig und dein Zimmerboden ist voller Müll. Der Freund sitzt am Bettende und piekst dich mit dem Finger in die Fußsohle, die unter der Bettdecke hervorragt. Du ziehst reflexartig den Fuß zurück. »Du musst ja nicht die ganze Zeit bleiben. Du kannst einfach ein paar Hände schütteln und dann wieder gehen. Du musst nicht einmal mit deiner Mutter sprechen, wenn du das nicht willst. Aber, wenn du gar nicht erst auftauchst, werden die Leute reden.«

Vielleicht ist das Bett ja kein Bett, sondern ein Aquarium. Die Welt guckt nur von außen rein, während du Tag für Tag im Wasser treibst. Du kannst nicht schlafen, weil du immer nass bist und dich nicht trocknen kannst. Du kannst aber auch nie ganz wach sein, denn unter Wasser kannst du nicht sehen und alles verschwimmt und die Bettdecke hat sich mit dem Wasser vollgesogen und zieht dich hinab in die Tiefe. Der Freund klopft gegen die Scheibe des Aquariums und du willst dir die Ohren zuhalten, aber dazu müsstest du dich bewegen.

»Die Leute reden doch sowieso. Immer reden sie. Mir ist das doch schnurzegal.«

»Ach ja?« Der Freund setzt sich kurzerhand auf deinen Bauch, um dich durchzurütteln. Du kriegst keine Luft. »Das- glaube- ich- nicht!« Mit jedem Wort macht er einen kleinen Hüpfer. Er versucht nicht, dir wehzutun. Er tut es aber.

»Bitte …«, krächzt du und er merkt es und steht schnell auf. »Oje, das tut mir leid. Ich wollte nicht … das tut mir leid. Ich will nur nicht, dass du für immer hier liegen bleibst. Du musst doch weitermachen. Du kannst doch nicht einfach … du verpasst doch alles.« Er nimmt dein Gesicht in beide Hände und guckt dich an. Du hast schon länger keine Berührung in der Art mehr gespürt. Wie merkwürdig warm. Du kannst jeden Winkel seines Gesichts sehen, die Tiefe seiner Pupillen und jeden Pickel. Sein Haar ist schon lange nicht mehr blau, jetzt ist es wieder strähnig blond und doch noch zu lang. Er ist dir so vertraut wie kein anderer. Er kann deine Augenringe sehen und jedes Haar deiner buschigen Augenbrauen und wie fettig deine Haare inzwischen sind. Du verstehst nicht ganz, warum er es tut, denn du schmeckst bestimmt nach den Chips von gestern und Zigarettenasche und du weißt nicht, wann du dir zuletzt die Zähne geputzt hast. Trotzdem küsst er dich. Es ist ein wenig so, als hätte er aus Gnade etwas Futter in dein Goldfischglas geworfen. Und es ist ganz schnell wieder vorbei. Dann schreckt er hoch wie aus einem bösen Traum und du tust es ihm gleich.

»Na also«, sagt er und lächelt, aber irgendwie ist es, als ob sich das Lächeln von einem anderen Gesicht auf seines geschlichen hätte. Es ist nicht das Lächeln, dass du kennst. »Jetzt bist du doch wach. Ach, guck nicht so, war nur eine Aufweckstrategie. Ich weiß, ich mach dir einen Kaffee.« Er verlässt den Raum und du schüttelst den Kopf, wie um die Erinnerung

fortzuschleudern. Erst langsam, dann schnell. Du guckst deine Finger an, sie sind voller verschlissener Pflaster. Du hattest seit Jahren nicht mehr daran gezupft, aber vor Kurzem, da hast du wieder angefangen. Draußen, vor dem Fenster, kannst du die Vögel angeregt zwitschern hören. Du kannst auch den Freund in der Küche rumoren hören. Er hat nicht versucht, dir wehzutun. Er hat es aber getan. Du denkst an deinen Vater und was er zu alldem sagen würde. Dann ziehst du eins der Pflaster ab – erst langsam, dann schnell.

Caroline Schorer

Abschied

»Lass uns doch einfach von vorne anfangen«, hörte ich ihn sagen. Seine Stimme klang weit entfernt, wie in einem Nebel. Ich wollte nicht von vorne beginnen. Ich schloss die Tür und ging die Straße Richtung Süden. Er lief mir nicht hinterher, er versuchte es nicht einmal.
Es war ein lauwarmer Sommermorgen. Gestern Abend hatte es geregnet und an manchen Stellen hatten sich auf der Straße kleine Pfützen gebildet, die jetzt langsam in der Sonne trockneten und an den Rändern dunkle Stellen hinterließen. Es war noch früh und nur wenige Menschen waren auf der Straße. Aber heute würde es warm werden und in ein paar Stunden wären die Cafés voll mit Menschen, die dort sitzen würden, lachend, rauchend, mit einer Sonnenbrille auf der Nasenspitze und einem bis an den Rand gefüllten Eisbecher vor ihnen.
An der Straßenecke ging ich die Treppen zur U-Bahn hinunter. Gerade kam die nächste eingefahren und ich stieg ein, erleichtert darüber, nicht lange in der finsteren, nach Urin riechenden Halle stehen zu müssen, um auf eine Bahn zu warten.
Die wenigen Menschen sahen allesamt müde und resigniert aus. Der Geruch war vertraut muffig, die Luft stickig, die Polster bunt gemustert. Alles war so wie immer. Ich setzte mich auf einen leeren Vierersitz und beobachtete eine Frau beim Telefonieren. Sie lehnte an der Tür

und schrie unaufhörlich in ihr Handy. Niemand kümmerte sich um sie, alle starrten auf den Boden oder in ihre Zeitung, als wäre sie gar nicht da.
Als die U-Bahn wieder das Tageslicht erreichte und in den Bahnhof einfuhr, stand ich auf und stieg aus. Langsam setzte ich einen Fuß vor den anderen. Seit Jahren war ich nicht hier gewesen. Vor Nervosität fing ich an, meine Schritte zu zählen. Was wollte ich hier? Die Zweifel in mir wuchsen und ich überlegte, ob ich nicht doch lieber umdrehen und zurückfahren sollte. Aber wo sollte ich hin? Ich versuchte, die Zweifel beiseite zu schieben und ließ mich von meinen Füßen tragen, sie kannten den Weg noch immer auswendig. Einige Minuten später stand ich vor Erics Haustür. Meine Hände zitterten, als ich auf die Klingel drückte.
Das Haus stand in einem Hinterhof in der Nähe eines kleinen Bioladens. Die Gegend lag etwas außerhalb der Stadt, dort war es ruhig und verlassen. Früher kam ich auch deswegen immer gerne hierher, es war wie ein Urlaub von der stickigen Enge der Großstadt. Im Hof reihten sich die Blumentöpfe aneinander. Feigenkaktus, Rhododendron, Oleander. Sogar ein Zitronenbäumchen stand neben dem Eingang. Eine Schwalbe durchquerte den hellblauen Himmel und stieß einen Schrei aus. Als niemand öffnete, wollte ich umdrehen und wieder gehen, dann wurde die Tür ruckartig geöffnet. Eric sah verschlafen aus, unter seinen dunklen Augen lagen tiefe Schatten, seine schwarzen Haare waren zerzaust. Stumm sah er mich einige Sekunden lang an, er wirkte sichtlich überrascht und es kam mir in diesem Moment sehr albern vor, nach all der Zeit bei ihm aufgekreuzt zu sein, ganz ohne Vorankündigung. »Was machst du denn hier? Ist alles ok?«, fragte er. Ich wusste nicht so recht was ich antworten sollte, auf

keine der beiden Fragen wusste ich eine Antwort. »Kann ich reinkommen?«, fragte ich stattdessen. Innen war es angenehm kühl und ich ließ mich in das schwere Sofa sinken, das am Fenster mit Blick zum Hof stand. Eric brachte mir eine Tasse Tee und setzte sich neben mich. Lange schwiegen wir. Es roch nach Zigaretten und seinem Aftershave, der Geruch war mir noch immer vertraut. Aber einiges hatte sich geändert seit dem letzten Mal. Die Lampe war nicht mehr dieselbe, die Teppiche hatte er ausgetauscht. Um den Sessel herum stapelten sich neue Bücher. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Eric mich beobachtete, während ich abwesend an meinem Tee nippte. Grüner Tee ohne Zucker, so wie früher. »Du siehst traurig aus.« Ich wusste nicht wirklich, was ich darauf antworten sollte. »Willst du eine Zigarette?« Ohne meine Antwort abzuwarten stand er auf und holte eine kleine Dose mit Tabak. Ich sah ihm dabei zu, wie er mir eine drehte, die Erinnerung an früher war scharf und schmerzhaft. Ich widerstand dem Drang, aufzuspringen und davonzulaufen. Ich nahm die Kippe in den Mund und beugte meinen Kopf leicht nach vorne, als er das Feuerzeug nahm, um sie anzuzünden. »Ich hab mich von Anna getrennt«, sagte Eric dann plötzlich, während er sich selbst eine drehte. Er sah mich nicht an während er das sagte, sondern konzentrierte sich darauf, den Tabak vorsichtig in das Zigarettenpapier einzurollen.

Ich erinnerte mich an Anna, ich war Eric und ihr ein paar Male in der Stadt begegnet. Sie waren ein komisches Paar. Anna war laut und quirlig, fast penetrant. Neben ihr wirkte Eric wie ein Schatten.

»Ich bin eines Morgens aufgewacht und hab sie neben mir liegen sehen und da dachte ich mir, dass wir irgendwie gar nicht zusammenpassen, verstehst du wie ich meine?« Ich sagte nichts dazu und beugte mich nach vorne, um die Asche meiner Zigarette am Aschenbecher abzuklopfen.
»Willst du Musik hören? Ich hab' erst letztens eine neue Platte von Sonic Youth gekauft, die gefällt dir bestimmt.« Sonic Youth also. Eric stand auf und machte den Schallplattenspieler an. Ich beobachtete die Bewegungen seines schmalen Körpers, während ich an der Kippe zog. Die Musik ertönte leise und düster im Hintergrund. Eric setzte sich wieder zu mir. Ich spürte, dass er mir jetzt näher war als vorher und ich wusste nicht, ob das gut war oder schlecht.
Schweigend saßen wir nebeneinander, rauchten und hörten der Stimme von Kim Gordon zu, während die Sonne die Pflanzen im Hof langsam in ein warmes Licht tauchte. Irgendwann wurde ich schläfrig und mein Kopf sank auf seine Schulter, wo ich schließlich einschlief und friedlich träumte.
Als ich aufwachte war es schon fast dunkel. Ich lag noch immer auf dem Sofa, Eric hatte mich in eine Decke gehüllt, aber er war nicht zu sehen. Es war angenehm warm in der Wohnung. Draußen hatte es angefangen zu regnen und Eric hatte den Ofen angemacht. Eine Schwalbe rauschte am Fenster vorbei und tauchte in den dunkelgrauen Himmel über mir. Wie schön es doch wäre, die Flügel auszubreiten und davonzufliegen, dachte ich.

Johanna Wallmeier

Hoffnungstropfen

Er musste es zugeben, er war überrascht. Was er erwartet hatte, konnte er nicht sagen. Das jedenfalls nicht.
Er hatte sich ins Auto gesetzt. Nach der Arbeit. Wie jeden Tag. War nach Hause gefahren. Hatte seine Sporttasche gepackt, seine Frau geküsst. Kurz verharrt und ihren unaufdringlichen aber doch unverkennbaren Granatapfelgeruch genossen. Hatte ihr versichert, wie wunderschön sie doch sei. Hatte sie erneut geküsst. Dann die Kinder. Wie groß sie schon waren. Bald würden sie sich nicht mehr zum Abschied küssen lassen. Sie rannten zum Fenster, um zu winken. Noch. Bis später sagten sie. Wie jeden Tag. Er hatte sich ins Auto gesetzt und war losgefahren.
Das Sportstudio war längst im Rückspiegel verschwunden. Er fuhr weiter immer geradeaus. Das Radio laut. Die guten Songs mitgesungen. An endlosen Feldern vorbei. Irgendwann kamen die Berge. Die Sonnenbrille musste er absetzen, es wurde langsam dämmrig. Mit der Dämmerung kamen die Anrufe. Er ignorierte sie alle. Schaltete sein Handy ab und warf es aus dem Fenster. Nachdem er sich erneut auf der Karte versichert hatte, richtig gefahren zu sein, hielt er in einem kleinen Ort. Es war bereits dunkel und er musste das Schild am Ortseingang zweimal lesen, um es zu entziffern. Dort stand eingraviert in dunklem Holz Welcome in

Heaven. Hier war er richtig. Er mietete sich in ein kleines Motel ein. Das Zimmer war schäbig. Das Bett quietschte bei jeder Bewegung. Es war die beste Nacht seines Lebens. Bei Sonnenaufgang stand er auf, wusch und rasierte sich, bezahlte und erkundigte sich nach dem nächsten Autohaus. Dritte Straße links. Er verkaufte sein Auto zu einem miesen Preis. Aber es spielte keine Rolle. In dem kleinen Supermarkt schräg gegenüber kaufte er sich eine Schachtel Zigaretten. Er zündete sich eine an und genoss den ersten Zug. Genoss den Rauch, der seine Lungen füllte. Er musste husten. Spuckte aus. Nie hätte er es für möglich gehalten, dass er das Rauchen verlernen würde. Aber die Zeit hatte ihre Tricks. Er drückte die Zigarette am Asphalt aus und schmiss sie zusammen mit seiner Sporttasche in den Mülleimer vorm Supermarkt. Er studierte erneut seine Karte. Blickte suchend in die Berge. Entschied sich und lief los. Immer geradeaus. Am Ortsende stand ein ranziger Foodtruck. Einmal Currywurst und Dosenbier. Es schmeckte großartig. Er gab ein sattes Trinkgeld und ließ sich ein Taxi rufen.
Das Taxi wurde geschmeidig durch die steinigen Berghänge gelenkt. Nie wurde zu stark gebremst oder eine Kurve zu knapp geschnitten. Er streckte seine Beine aus so gut es ging, verschränkte die Arme hinterm Kopf und blickte aus dem Fenster. Die Landschaft war wirklich beeindruckend. Die Berghänge waren überwuchert von saftig grünen Gewächsen, die er noch nie zuvor gesehen hatte. Lange, starke Blätter wechselten sich mit geschnörkelten Ranken und zarten Blumen ab. Die Wolken umspielten die Anordnung und setzten das Ganze durch ein Wechselspiel aus Licht und Schatten in Szene. Als die Flora allmählich grauem Geröll und steilem Fels wich, hielt das Taxi. Er bezahlte, dankte mit Worten und Trinkgeld für die

fantastische Fahrt. Nach einem Blick auf die Karte marschierte er los, entschlossen, die letzte Strecke des Weges schnell hinter sich zu bringen. Doch nach der ersten Kurve blieb er stehen und traute seinen Augen nicht. Er musste es zugeben, er war überrascht. Was er erwartet hatte, konnte er nicht sagen. Das jedenfalls nicht.

Vor ihm erstreckte sich der Weg, von dem er gelesen hatte. Die Beschreibung war gelungen und unterlag keiner Übertreibung. Es hatte wirklich den Anschein, als verliere sich die Straße, die sich in langen Serpentinen immer weiter den Berg hinaufschlängelte, irgendwann in den Wolken. Als führe der lange steinige Weg irgendwann unweigerlich in den Himmel. Wie es wohl sein würde, dies mit eigenen Augen zu sehen, fragte er sich nie. Er hielt nicht viel von derlei Gedanken, hatte er doch die Erfahrung gemacht, dass sie zu nichts führten. Vielleicht hatte er erwartet, eine gewisse Aufregung in sich zu spüren. Vielleicht Neugier. Auch eine sentimentale Emotion wäre denkbar. Angesichts seines Vorhabens vielleicht auch Angst. Nicht jedoch hatte er eine Menschenschlange erwartet, die sich beinah über die gesamte Länge der Serpentine erstreckte. Das Taxi war längst zurückgefahren, außerdem stand sein Entschluss fest. Also lief er weiter. Immer weiter. Lief auch weiter, als er das Ende der langen Menschenreihe erreichte. Sofort wurde er angepöbelt, man stelle sich gefälligst hinten an, hier ginge es geordnet zu. Das sei schließlich eine Frage des Anstands. Als er Anstalten machte, sich dieser doch recht dreisten Aufforderung zu widersetzen, zückte eine zerbrechlich wirkende Frau – er schätzte sie auf Anfang dreißig – ihr Pfefferspray. Irritiert murmelte er ein paar Worte der Entschuldigung und reihte sich ans Ende ein.

Es ging nur langsam voran. Dafür hatten sich mittlerweile drei weitere Personen hinter ihm eingefunden. Ungefähr eine knappe Stunde später hatte er die erste Kehre hinter sich gebracht und konnte die Menschen, die sich hinter ihm befanden, nicht mehr überblicken. Er zündete sich eine Zigarette an und paffte ein wenig vor sich hin. Mittlerweile ärgerte er sich über seine Naivität. Er hätte es ahnen müssen, hier auf weitere Menschen zu treffen. Immerhin hatte auch er selbst keine große Recherche betrieben, um auf diesen Ort zu stoßen. Es war vielmehr ein Zufall, dass er davon erfahren hatte.

Vor ungefähr drei Wochen war er an den Schreibtisch einer Kollegin versetzt worden, die seit Kurzem nicht mehr zur Arbeit erschienen war. Er hatte sich nicht beschwert. Der neue Arbeitsplatz befand sich am Fenster, der Weg zur Kaffeemaschine war kürzer. In der Schublade des Schreibtisches fand er ein renommiertes Magazin – ein Überbleibsel seiner Vorgängerin. An einem besonders langweiligen Arbeitstag nahm er das Magazin mit auf die Toilette und entdeckte den Artikel, der mit einem Eselsohr markiert war. Es handelte sich um die bildlichen Beschreibungen eines Wegs, der sich in sinnlichen Serpentinen allmählich und doch bestimmt dem Himmel näherte, um an der Stelle, an der für gewöhnlich das Bergkreuz ragt, wie eine leere Versprechung zu enden. Schaffte man es rechtzeitig, seine Füße zum Stehen zu bewegen – so hieß es schalkhaft weiter – würde man Zeuge von Himmel und Erde, Leben und Tod. Denn statt einer weiteren Serpentine, die einen sanften Abstieg auf der Bergrückseite ermöglicht hätte, befände sich dort eine kahle Felswand, die kein Erbarmen zeigte und endlose Weiten hinabglitt in einen tiefblauen See, zu dessen Grund noch kein Taucher vorgedrungen

sein soll. Dem Artikel war eine genaue Wegbeschreibung mit exakten geografischen Koordinaten beigefügt. In den folgenden Tagen verbrachte er viel Zeit auf der Toilette und studierte den Artikel eingehend. Dann schließlich hatte er sich ins Auto gesetzt. Nach der Arbeit. Wie jeden Tag. War nach Hause gefahren. Hatte seine Sporttasche gepackt, seine Frau geküsst. Jetzt stand er hier. In einer langen Reihe von Menschen, die vermutlich aus unterschiedlichen Gründen aber doch den gleichen Entschluss gefasst hatten.
Weitere eineinhalb Stunden später und eine knappe Kehre weiter verkaufte ein Wohltätigkeitsverein Wasserflaschen für einen guten Zweck. Wo er sonst missbilligend den Kopf geschüttelt hätte, war er nun sehr dankbar für diese wohlgemeinte Aktion, hatte er doch den Aufstieg weniger zäh eingeplant. Außerdem hatte sich die Luft ungeheuer aufgeheizt, seit er sich in die Schlange eingereiht hatte. So kaufte er nach einem Blick auf die Strecke, die noch vor ihm lag, drei Flaschen und legte zusätzlich die Hälfte des Preises als Spende obendrauf. Zurück in der Schlange drehte sich die Frau vor ihm um, verlangte nach Wasser. Als Ausgleich sozusagen dafür, dass sie ihm seinen Platz freigehalten habe. Er zögerte. Nachdem sie ihm schließlich versichert hatte, dass es weiter oben noch mindestens eine weitere Verkaufsstelle für Wasser gebe – er fragte nicht, woher sie das wisse, hielt es für einen billigen Trick – schenkte er ihr eine seiner Flaschen. Na dann, zum Wohle. Man kam ins Gespräch. Sie wunderten sich gemeinsam über diese Schwüle, die trotz der mittlerweile vollständig geschlossenen Wolkendecke herrschte. Waren sich einig, dass derlei Wetterverhältnisse Migräne begünstigten und dass sie ein mildes Klima bevorzugen würden. Gerade in dieser

Höhe und in Anbetracht der langen Wartezeit. Während sie also zunächst über das Wetter plauderten, wechselten die Themen bald zu Ernsterem. Er erkundigte sich, über den Grund ihres Vorhabens. Sie schüttelte nur verbittert den Kopf und gab die Frage zurück. Stolz berichtete er von seiner Frau und seinen Kindern, seinem Job, von seinen Freunden, den regelmäßigen Männerwochenenden und von seinem neuen Fitnessprogramm, mit dem er schon fast zwei Kilo abgenommen hatte. Als er geendet hatte, zog sie nur eine Augenbraue hoch. Ja, erklärte er sich, er habe eben beschlossen, aufzuhören, wenn es am schönsten ist. Er spüre es jetzt schon. Lange würde sein Glück nicht mehr anhalten. Da gäbe es mittlerweile so eine Speckfalte, über die er einfach nicht mehr Herr würde, auch nicht mit seinem neuen Sportprogramm. Noch dazu die Falten in seinem Gesicht, die sich deutlich mehrten und die Haare, die deutlich weniger wurden. Auch hatte er den Eindruck, seine Freunde würden nicht mehr die gleiche Energie wie einst aufbringen, um ihre Wochenenden zu realisieren. Und im Job würde es zunehmend langweiliger. Die neuen Projekte waren allesamt athletischen Jünglingen zugeteilt worden. Seine Kinder würden immer größer und von ihrer kindlichen Verehrung ihrem Vater gegenüber – also ihm – war kaum noch was übrig. Und seine Frau – das sei nur eine Frage der Zeit, bis die Zeichen der Zeit auch an ihr nagen würden. Und überhaupt. Er seufzte. Blickte leidig die Serpentine entlang. Sie hatte sich längst umgedreht. Nach der nächsten Kehre wurde die Menschenschlange von einigen Geistlichen begleitet. Sie priesen Gott und das Leben und versuchten die verlorenen Seelen zu retten. Er hörte sich ihre Lobpreisungen einige Zeit an. Dann steckte er dem Geistlichen ein paar Scheine zu und bat ihn

höflich, es doch bitte zusammen mit seinen Kollegen weiter unten zu probieren. Schließlich passierte er eine zweite Wasser-Verkaufsstelle. Er kaufte für sich und die Frau vor ihm erneut ein paar Wasserflaschen. Zigarette? Sie rauchten gemeinsam. Schwiegen diesmal. Es schien alles gesagt.

Er hatte aufgehört auf die Uhr zu blicken, doch es musste einige Zeit vergangen sein. Die Luft war unerträglich geworden. Er schwitzte. Sein aufgeknöpftes Hemd klebte an seiner Brust. Er war ein gutes Stück vorangekommen. Ein paar Menschen verließen die Schlange und kehrten um. Die Geistlichen empfingen sie herzlich. Sollte ihm recht sein. Er freute sich über jeden Schritt, den er vorwärts gehen konnte. Und es fehlte nur noch eine Kehre, bis er die Wolkengrenze erreichen und ins Ungewisse schreiten würde. Die Luft begann bereits zu knistern. Ein leichter Wind kam auf. Und mit dem Wind wehten Geräusche eines Tumults herauf. Es klang nach Sirenen. Lauten Stimmen. Hektik. Er blickte zurück. Polizeifahrzeuge fuhren die Serpentinen entlang. Hupten. Blaulicht. Die Menschenschlange löste sich auf. Menschen wurden in Mannschaftswagen geführt. Die Frau vor ihm fluchte und trottete den Fahrzeugen entgegen. Bergab. Immerhin soweit wie heute habe sie es bisher noch nie geschafft, murmelte sie und verschwand in einem Mannschaftswagen. Er blieb stehen. Blieb weiter stehen. Blieb auch noch stehen, als eine Polizistin ihn anbrüllte, er solle gefälligst in einen der Wagen steigen. Ja, sofort. Ein Gewitter würde nicht ewig auf sich warten lassen. Und wenn sie sich nicht beeilten, würden sie hier alle draufgehen. Er sah sie verständnislos an. Sie packte ihn und trug ihn in ihren Polizeiwagen. Auf dem Weg ins Tal schlugen Blitze links und

rechts neben das Auto in den kahlen Fels. Regen peitschte durch die Luft. Er schloss die Augen. Konnte den Anblick nicht ertragen. Bergab. Er hatte es geahnt, die guten Zeiten waren vorbei. Sicher waren die Motelzimmer schon alle belegt.

Christian Weiblen

Die Klavierstunde

Als ich mich auf einen der letzten freien Stühle setzte und mein Smartphone auf lautlos stellen wollte, las ich ihre Nachricht: »Hallo Matthias. Ich hab mir in den Daumen geschnitten und werde heute leider nicht kommen. Ich meld mich die Tage! Gruß. Julia.«
Zunächst nahm ich diese Information recht ungerührt zur Kenntnis. Ich steckte mein Smartphone zurück in die Tasche und erst dann begriff ich, dass es damit den Grund, warum ich hier war, in diesem Sinne so nicht mehr gab. Ich wollte schon wieder aufstehen und gehen, als die Moderatorin des Abends die Bühne verließ und die erste Pianistin diese betrat. Das Publikum klatschte, aus Reflex tat ich das auch. Und während sich die Pianistin an den Flügel setzte und damit begann, ihr Stück zu spielen, schätzte ich noch ab, wie viele Leute ich ungefähr zum Aufstehen würde zwingen müssen, um mich an ihnen vorbei Richtung Ausgang zu schlängeln. Nein, das kann ich jetzt nicht bringen, dachte ich dann. Geh ich eben bei nächster Gelegenheit. Gibt es hier kein Programmheft?
Mit meinen Händen befühlte ich den Stuhl, auf dem ich saß. Auf Höhe der linken Gesäßtasche zog ich ein schon etwas verknittertes Papier hervor, das ich beim Hinsetzen noch übersehen hatte. JUNGES PIANO FESTIVAL stand dort in Großbuchstaben drauf. Ich drehte es um, fand das Programm, überflog die Namen der Stücke, Komponisten und heutigen Pianistinnen und Pianisten, wobei Chopin, Beethoven und Julia die einzigen Namen waren, die ich kannte.

Dann zählte ich die Stücke. Es waren sieben an der Zahl – ohne angekündigte größere Pause. Gut, dann höre ich jetzt erst einmal zu, sagte ich mir.

Was allerdings gar nicht so einfach war. Denn ein Gedanke beschäftigte mich: Warum meinten meine Freunde in letzter Zeit eigentlich alle immer, ich hätte Superkräfte und könnte mich beamen? Möglichst unauffällig blickte ich nochmal auf mein Smartphone. Ich hatte vorhin richtig geschaut. Julia hatte mir wirklich erst drei Minuten vor offiziellem Beginn des Konzerts geschrieben, dass sie nicht kommen würde. Ja, wann meinte sie, wäre ich losgegangen?, ärgerte ich mich.

Seitdem wir unser Studium beendet hatten und Julia sich in ganz Deutschland und Österreich an Musikhochschulen bewarb, sahen wir uns seltener. Deshalb hatte ich die Einladung, ihr beim Klavierspielen zuzuhören, gerne angenommen, obwohl mich diese Art von Musik noch nie so wirklich interessiert hatte … Naja, das kann schon mal passieren, war ich dann wieder etwas milder gestimmt, wahrscheinlich hat sie erstmal den Organisatoren des Abends absagen müssen und hat dann erst an mich gedacht.

Das Publikum applaudierte. Die erste Pianistin verbeugte und verabschiedete sich. Jetzt, dachte ich, jetzt, solange niemand auf der Bühne ist, ist doch eine gute Gelegenheit, um aufzustehen und zu gehen, eine ganz herausragende Gelegenheit, ein nahezu idealer Moment. Während die nächste Pianistin bereits Beethoven spielte, war ich noch immer damit beschäftigt, meine Passivität zu verfluchen. Ich hatte den Moment zum Gehen gründlich verpasst. Dann fragte ich mich, ob es mir eigentlich anzusehen sei, dass sich der Anlass für mein

Kommen, also Julia, in Luft aufgelöst hatte. Die Grundlosigkeit meines Hierseins beunruhigte mich.

Um meine Gedanken zu sammeln, blickte ich noch einmal in das Programmheft. Julia wäre, sofern sie denn erschienen wäre, heute als siebte und letzte dran gewesen. Alles, was ich bis dahin hören würde, wäre also auch dann gespielt worden. Und doch, redete ich mir ein, hätte ich dem Ganzen dann anders zugehört. So aber fehlte mir der Boden, die Ruhe, der Rahmen. Ich wusste: Ich gehörte hier nicht hin.

Als die zweite Pianistin fertig und der erste Pianist des Abends an der Reihe waren, verließ ich den Saal dennoch nicht. Etwas hielt mich auf meinem Stuhl zurück. In der ersten Hälfte des kommenden Stückes redete ich mir ein, dass er mir zu unangenehm gewesen wäre, so viele Leute aufstehen zu lassen. Das stimmte zwar, aber das war es eigentlich nicht.

Denn natürlich hätte ich es schöner gefunden, hätte Julia nicht abgesagt. Doch so sehr mich die Grundlosigkeit meines Hierseins beunruhigte, so sehr spürte ich, dass es etwas an ihr gab, das mir gefiel. Jetzt bin ich nun mal hier, im Prinzip für mich allein und selbst wenn es mir gar nicht taugt, kann ich immer noch sagen, es war ja nicht meine eigene, ursächliche Entscheidung, heute zu kommen. Da hatte ich meinen Rahmen, das war mir wichtig. Ich hatte keine Verantwortung und somit nichts zu verlieren.

In meiner unerwartet gewonnenen Freiheit nahm ich mir vor, von nun an besser zuzuhören und die Spielenden besser zu beobachten, als der Pianist auch schon zum Schlussspurt ansetzte, seinen Applaus erntete und vom nächsten Musiker abgelöst wurde.

Der Flügel stand etwas schräg auf der Bühne, sodass ich, von dort, wo ich saß, die Gesichter der Spielenden, hatten sie einmal angefangen, nicht mehr genau sehen konnte, nur ihre Hände. Und der, der sich nun an das Klavier setzte, was für Hände hatte denn der! Mehr oder weniger flink waren sie ja bisher alle gewesen, aber diese Hände schienen komplett unabhängig zu sein. So ganz alleine spielten sie, lang und zugehörigkeitslos, als erachteten sie den restlichen Körper nur als Beiwerk, als notwendig mitzuernährendes Übel.

Das ist der Stoff, aus dem Alpträume gemacht sind, dachte ich mir. Hände, bei deren Anblick ich einmal mehr feststellte, dass ich es niemals aushalten würde, jemandem auf dem Gewissen zu haben. Diese Hände, war ich mir sicher, würden mich heimsuchen und solange auf meinen Nerven spielen, bis ich, kreidebleich und kurz vor der Ohnmacht, meine Tat von allein gestehen würde.

Die aberwitzig langen Hände hatten die Bühne schon verlassen, als mein Rücken noch immer etwas kalt war und nun wieder eine Pianistin die Bühne betrat. Jetzt höre ich komplett zu, nahm ich mir vor. Vom Anfang bis zum Ende. Doch es war gerade dieser Vorsatz, der mich an die wenigen Male in meinem Leben erinnerte, in denen ich im Fußballstadion war. Da gab es vor dem Anpfiff immer so viel zu sehen und zu tun und dann war das Spiel immer schon losgegangen, bevor ich verstand: «das Spiel läuft jetzt« und noch bevor ich mit meinen Gedanken wieder zurück im Konzertsaal war, lief auch schon wieder Musik.

So mittendrin macht das doch jetzt auch nicht mehr viel Sinn, ärgerte ich mich dann, zunehmend gereizt und überspannt. Und überhaupt: Diese ständigen Wechsel. Wie soll man

sich denn da schon konzentrieren? Unruhig rutschte ich auf meinem Stuhl hin und her und spürte in mir einen wachsenden Groll auf Julia aufsteigen, der ich das alles schließlich zu verdanken hatte.

Doch das Stück dieser Pianistin dauerte ein wenig länger als das der anderen. Und während ich mich wieder etwas beruhigen konnte und der Groll auf Julia allmählich in Sorge um deren Daumen umschlug, übertönte der mittlerweile eingesetzte Regen, der auf das Saaldach prasselte, sanft die gespielte Musik. Ich sah aus dem Fenster, dachte an den Regen draußen, daran, wie nass ich später wohl werden würde und an allerlei andere Dinge, bis meine Gedanken mit einem Mal grell geblendet und gewaltsam in den Saal zurückgeführt wurden. Die Pianistin hatte sich verspielt.

Ich brauchte ein wenig, bis ich verstand, was vor sich ging. Dann begriff ich, was geschehen und darüber hinaus, dass ich mal wieder abgeschweift war. Ein schlechtes Gewissen überkam mich. Die Pianistin und ich hatten uns verspielt – je auf unsere eigene Weise. Mit dem Unterschied, dass es bei mir außer mir selbst niemand bemerkte.

Gespannt schaute ich die Pianistin an, genauer gesagt ihre Hände, mein Herz klopfte. Ich dachte: War ich da jetzt womöglich sogar irgendwie Schuld? Sofort erkannte ich die Absurdität dieses Gedankens und verwarf ihn. Dann drängte sich eine andere Überlegung in das nun entstandene Vakuum: Wäre, wünschte ich mir, das doch mal demjenigen mit den langen Händen passiert. Es wäre überhaupt nicht schlimm gewesen. Er hätte sie einfach in die Luft

halten und sagen können: Seht ihr, sie führen ein Eigenleben, ich kann da gar nichts für. Und jeder hätte ihm geglaubt …

Doch für die gewöhnlichen Hände dieser Pianistin stellte dies keine Option dar. Und so suchten sie vielmehr und setzten neu an, überschlugen sich, suchten nochmals, überschlugen sich wieder, setzten abermals an und fanden dann, spielten ihren Chopin weiter, als wäre nichts gewesen. Ich redete mir ein, als erhielte die Pianistin, auch von mir, am Ende den bisher lautesten Applaus.

Der nächste, der die Bühne betrat, sah ein wenig älter aus als die anderen und war es wohl auch. Wie er über die Bühne schritt, sich verbeugte und an das Klavier setzte: Man merkte ihm seine etwas größere Routine an. Der Pianist machte es sich auf seinem Stuhl bequem, schüttelte seine Ärmel aus und war gerade dabei, seine Hände auf das Klavier herunterstürzen zu lassen. Doch im letzten Augenblick stoppte der Pianist die Bewegung, führte seine rechte Hand zurück zu seiner linken Brusttasche und zog aus dieser ein gefaltetes Taschentuch hervor. Im Nach-Vorne-Ziehen breitete er dieses aus und reinigte damit erst die weißen Vorderbäckchen des Pianos, dann die schwarzen dahinter. Mit lässigen, zielgenauen Bewegungen. Der ganze Schmutz der Vorgänger, der Angstschweiß, das Bemühen. Nein, das war nichts für ihn. Erst nachdem alles gereinigt worden war, erklang sein erster, in jeder Hinsicht sauberer Ton.

Das müsste jetzt der Vorletzte sein, rechnete ich nach. Eine Resignation machte sich in mir breit. Ein Gefühl, dass es sich nun auch nicht mehr lohnen würde. Ach, und wenn schon, bald

ist es geschafft, schlug das alles dann in einen gesunden Gleichmut um, mit dem mir doch noch gelang, der gespielten Musik annähernd so etwas wie aufmerksam zuzuhören.
Nachdem der Pianist sein Stück von Liszt beendet hatte, betrat die Moderatorin die Szene und holte alle, die an dem Abend aufgetreten waren, nochmal auf die Bühne. Dort erhielten sie dann ihren Lohn in Form von Blumen und Applaus. Kurz war ich irritiert, dann leuchtete es mir ein. Klar. Julia ist ja nicht da. Dann war es das also jetzt schon.
Mit einer Mischung aus Enttäuschung und Erleichterung griff ich nach meiner Jacke, wartete ab, bis die meisten der Leute in meiner Reihe aufgestanden und gegangen waren und verließ den Saal. Der Regen hatte aufgehört, große Pfützen säumten meinen Weg. Aus einem offen stehenden Fenster, ertönte leise Musik. Diese klang zwar nicht live, nach meinem Empfinden aber schon ein bisschen so wie die von vorhin. Ich wusste nicht, wie das Stück oder Lied hieß, das ich da hörte. Ein Programmheft gab es hier nicht. Ich verlangsamte meine Schritte und dann blieb ich stehen, für einen Moment.
In diesem nahm ich mir vor, das in Zukunft häufiger zu tun. Also jetzt nicht das Stehenbleiben unter geöffneten Fenstern, auch nicht unbedingt eine bestimmte Form von irgendeiner Musik. Sondern einfach so »Dinge«, wie ich es aus Mangel an besseren Worten für mich selber nun nannte.
Das muss man wohl üben, dachte ich dann. Und spürte, als ich bereits schon wieder einige Schritte gegangen war und mich allmählich von der Musik entfernte, die Wahrheit und die

Lüge darin. Denn ich wusste: Das Konzert, das ich erst vor wenigen Minuten verlassen hatte, es hätte noch so vieles zu sagen, und doch begann es schon wieder zu schweigen in mir.

Jasmin Wieland

Weil wir Tiere sind

Monkey see, monkey do (I don't know why)
Rather be dead than cool (I don't know why)
Every line ends in rhyme (I don't know why)
Less is more, love is blind (I don't know why)

Stay
Stay away
Stay away
Stay away
...
Nirwana: Stay Away

Ausrufezeichen. Schießt es mir da durch den Kopf. Wie ich es gehasst habe, als meine Mutter immer von unten nach oben geschrien hat. »Timo, das Essen ist fertig!« Gebrüllt hat sie. Wie ein Gorilla. Hässlich! Grässlich! Nervtötend! Nicht, dass sie auch nur einmal auf den Gedanken gekommen wäre, mal hochzukommen, oder sich wenigstens ein paar Meter mehr in Richtung Treppe zu bewegen, sodass der Schall in etwas gedämpfter Lautstärke die Chance

gehabt hätte, um die Ecke zu biegen und hoch in den ersten Stock zu tönen. Aber nein, von der Küche aus musste es sein, dem weit entferntesten Ort im ganzen Haus, von meinem Zimmer aus, meiner Höhle. Und was habe ich da gemacht? Natürlich bin ich nicht mucksmäuschenstill vor dem PC gesessen. Also, still dagesessen schon, nur meine Welt war nicht still. Denn normalerweise hörte ich immer Musik, mit Kopfhörer versteht sich. Das war für mich der Startschuss. Kopfhörer auf und eintauchen, in meine Welt, wo meine Regeln herrschen, wo ich ich bin und nicht Marionettenfigur der sich als im Reifegrad überlegen betrachtenden Geschöpfe namens Eltern. Mein eigener Soundtrack, mein Raum.
Doch dann, irgendwann, so kurz vor 13 Uhr schlich sich für gewöhnlich ein latentes Geräusch in meine Ohren, das definitiv nicht zu meinem Track passte und bei dessen Erklingen es mir jedes Mal in die Glieder fuhr, ich sozusagen in eine Art Schockstarre verfiel. Was hätte es um diese Uhrzeit auch anders sein können als die Rufe meiner Mutter? Aber ich, erstmal bewusst ignorierend, schenkte dem Geräusch keine Aufmerksamkeit. Warum auch? Ich hatte noch keinen Hunger. Später aufgestanden, später gefrühstückt und so… doch zu dem Zeitpunkt war mir natürlich schon klar, dass Ignorieren die Sache nicht besser machte. Dann nochmal das Geräusch, jetzt schon etwas deutlicher zu hören. Was soll's. Bevor meine Mutter gleich hochgetrampelt kam, um mir an die Gurgel zu springen, also zumindest hatte es immer den Anschein, als wäre sie jeden Moment dazu bereit gewesen, das zu tun, nahm ich die Kopfhörer ab und brüllte zurück: »Jaa, ich komme gleich.« Was natürlich die falsche Antwort war.
»Nicht gleich! Sofort!«, schallte es mir da entgegen. »Jaa, sofoort«, nörgelte ich zurück.

Jedenfalls, irgendwann hatte das Gebrüll dann ein Ende. Das war 2010. Ziemlich genau im Sommer 2010, zur Fußballweltmeisterschaft in Südafrika. Da gab‘s dann nämlich überall diese Vuvuzelas. Und für uns als eingefleischte Fußballfans war klar: So ein Ding brauchen wir auch! Na ja, und dann wurde getrötet. Und das war ‘ne Erlösung! Wie die Elefanten. Trö trö trötrötrö trötrötrötrö trötrö. Getrötet. Und das musste genau so sein. In dem Rhythmus. Denn so haben das alle gemacht. In den Stadien. Bei den Public Viewings. In Südafrika. In Deutschland. An der Copacabana. In Cape Town. Im Ruhrpott. In der Sahara. Und so mussten wir das dann natürlich auch machen. Nur, blöderweise, war das gar nicht so einfach. Ganz schön gedauert hat das, bis wir überhaupt mal ‘nen Ton aus diesem Ding rausbekommen haben. Am Anfang hat das mehr nach Reizdarm geklungen. Immer mehr ausgetüftelt haben wir das dann, bis der perfekte Tröt-Sound entstand. Trö trö trötrötrö trötrötrötrö trötrö. Und dann, als wir es gerade geschafft hatten, den Sound im Das-Essen-ist-fertig-Hungerslang zu etablieren, fliegen die einfach raus! 0:1. Gegen Spanien. Und das Trauma wiederholt sich. Zum Kotzen. Doch viel schlimmer: Nach der ganzen Tröt-Euphorie kam die Bequemlichkeit zurück und damit auch das Gebrüll. Ganze zwei Jahre hat das gedauert. Bis 2012. Und dann wieder zwei Jahre bis 2014. Was war das für ein grandioser Sommer. Abi in der Tasche, zum ersten Mal so richtig verliebt und dann werden wir noch Weltmeister. Euphoriewelle der Superlative. Siebter Himmel. Vierter Stern. Dauerglücksgefühle. Was für ‘ne grandiose Nacht. Was haben wir da unten gejubelt. Im Gewölbekeller. Café Faust. Schweißgebadet. Nassgeschwitzt. Erst noch gezittert, wie die Verrückten. Hochspannung war das. 0:0 nach 90. Minuten.

Verlängerung. Und dann, wann war das nochmal? 113. Da haut der das Ding einfach rein. Der Mario. Affengeil! Brüllen hätte ich können. Nein, gebrüllt haben wir. Und getanzt und gestampft wie eine ganze galoppierende Zebraherde in der Savanne. Und dann ging‘s raus, auf die Straßen, als der Rest Sauerstoff im Raum gefühlt nur noch einen Zentimeter unter der Decke hing. Da hat keiner mehr wirklich Luft bekommen. Und Giraffen waren wir nicht, um mit unseren Hälsen an die oberste Sauerstoffschicht zu gelangen. Und wachsen konnten wir nicht mehr. Ausgewachsen allesamt. Doch innerlich wuchsen wir. Ab der 113. wuchs die Spannung und die Stärke und das Ego. Da unten. Und gleichzeitig hat alles gebebt. Reicht das? Retten die das rüber? Bis zur 120.? Und dann noch die Nachspielzeit! Und der Sauerstoff wurde weniger und weniger. Und dann drängte der rein und die rein. Und ich wuchs immer höher und höher, um überhaupt noch irgendwas zu sehen von der Leinwand. Gezittert auf Zehenspitzen. Und die Sekunden verronnen. Pfeiff doch ab. Pfeiff doch endlich ab. Schiriii! Pfiff. Pfiff. Pfiiiff. Und dann war’s aus. Und Geschrei. Aber dieses Mal von Tom Bartels. Dem Gott unter den Kommentatoren. »Jetzt ist es vollbracht! Ja, ja und nochmal ja! Deutschland ist zurück im Fußballhimmel! Weltmeister!« Und dann sind wir uns in den Armen gelegen, die ganze Gorillatruppe. Gekannt oder nicht. Egal. Ganz egal. Und dann gab’s kein Halten mehr und wir sind rausgestürmt. Haben uns aufgetürmt. Hinaufgekrakselt und uns an den Ampeln entlanggehangelt wie die Affen. Und unter uns die Massen. Mitten auf der Theo im Stuttgarter Kessel. Die Partymeile. Ein Meilenstein war das. Und runter sind wir auf die Knie. Um wieder aufzustehen. Und zu tanzen. Wir singen Humba, Humba, Humba, Täterä, Täterä, Täteräää!!

Gebt mir ein H. H! Gebt mir ein U. U! … Mann, war das geil. Ich glaube, das war der geilste Sommer meines Lebens.

Und heute? Gegessen wird immer noch um 13 Uhr. Also bei mir nicht, bei meinen Eltern schon. Getrötet wird nicht mehr. Und brüllen muss meine Mutter auch nicht mehr, weil man Vater um kurz vor 13 Uhr schon unauffällig, zumindest aus seiner Perspektive, ums Haus herumschleicht, Alibi: Gartenarbeit, um den Moment abzupassen, in dem meine Mutter zum Brüllen ansetzt. Weil es ihm immer unglaublich peinlich ist, wenn unsere Nachbarn meine Mutter schreien hören. Doch eigentlich, so ist mittlerweile meine Theorie, schleicht er nur so ums Haus, weil er im Prinzip schon seit halb eins vor Hunger mit den Hufen scharrt und nur darauf wartet, bis es endlich Essen gibt. Jaja, der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Die Vuvuzela steht übrigens immer noch in der Ecke im Wohnzimmer. Inzwischen ist sie zu einem idealen Rückzugsort für lebende oder auch nicht mehr lebende Insekten und Spinnentiere geworden. Als ich vor kurzem bei meinen Eltern zu Besuch war, dachte ich, ich probier's mal wieder aus mit dem Tröten, nach vorheriger, penibler Reinigung versteht sich. Kam natürlich nur Reizdarm dabei raus. Mein Vater und ich haben uns trotzdem köstlich amüsiert. Das war schon 'ne geile Zeit damals … Also, falls das jemand mal ausprobieren will, das mit dem Affengebrüll durch Elefantengetröte zu ersetzen, meine ich. Wir hätten da noch eine abzugeben.

TEXTE AUS DER WERKSTATT

SCHREIBEN IST …

ganz einfach, wenn man eine Idee hat. (Dominik Pohlmann)

Hölle. (Christian Weiblen)

Selbstentäußerung. (Moritz Nicklas)

anstrengend. (Sofie Koch)

Ameisenarbeit. (Tizian Pöhlmann)

Kunst. (Caroline Schorer)

anstrengend, aber unabwendbar. (Coralie Baier)

Euphorie. (Jasmin Wieland)

ein Trampolinkunststück. (Johanna Wallmeier)

alles, was passieren kann. (Teresa Reichl)

anders als sprechen. (Franziska Klein)

Leiden. (Amelie Schmid)

NIMM EINEN ALTEN TEST UND TAUSCHE DIE VERBEN AUS

Ein Versuchsprotokoll • Erster Versuch

Regel 1) Ich liebe [ausgetauscht]

Regel 2) Liebe ist [ausgetauscht] [ausgetauscht] ist [ausgetauscht] [ausgetauscht] [ausgetauscht] [ausgetauscht] Regel 3) Sie liebt [ausgetauscht] [ausgetauscht] liebt [ausgetauscht] [ausgetauscht] [ausgetauscht] [ausgetauscht]

• Zweiter Versuch

Es gibt Sätze, die gehören in Stein gestaltet. Dieser gelauscht dazu.

• Dritter Versuch

Geh sterben! Hüpf sterben! Wackel sterben! Schleich sterben! Trödel sterben! Spazier sterben! Funktionier sterben! Stampf sterben! Marschier sterben! Tanz sterben! Akzeptier sterben! Poge sterben! Fühl sterben! Überhol sterben! Verfehl sterben! Besuch sterben! Passier sterben! Geh [ausgetauscht]

• Vierter Versuch

Worte kann ich austauschen, Tatsachen nicht Worte kann ich austauschen, [ausgetauscht]

• [ausgetauscht]

Tizian Pöhlman

WANN ES NICHTS MEHR ZU VERLIEREN GIBT –

- Nach dem nuklearen Holocaust
- Nach einer Chemotherapie
- Wenn der Spieleabend beendet wird
- Sobald man schon alles verloren hat
- Nach einer überwundenen Zwangsneurose
- Während des Lebens auf dem Asphalt, wahlweise in der Gosse
- Wenn schon alles gewonnen ist
- Wenn die Plazenta raus ist
- Wenn alles, was es zu verlieren gibt, schon ausverkauft ist
- Sobald alle anderen schon verloren haben

Coralie Baier

DINGE; DIE MEIN LEBEN VERÄNDERN KÖNNTEN –

- Geld, vieeel Geld
- Eine Wahnsinns-Idee haben
- Verwandtschaft zu reichen Menschen entdecken
- Plötzlicher Tod
- Den Stein der Weisen finden
- Größe nach Belieben ändern können
- Unsichtbar sein
- Mich in einen Käfer verwandeln
- Den Brief nach Hogwarts nachträglich erhalten
- Gedanken lesen können
- Musikalisch wie Mozart warden

Dominik Pohlmann

WIE MAN ÜBERLEBT, WENN SICH DER FALLSCHIRM NICHT ÖFFNET –

- Beten zu Gott dem Allmächtigen, der seinen Finger hebt und mich rettet
- Hoffen, dass die schusssichere Weste ausreicht
- Sich wie ein Airbag aufblasen
- Viel Luft in sich hineinblasen
- Ganz schnell zunehmen, dass das Fett den Sturz abfedert
- Aufwachen aus diesem Albtraum
- Das Glaubensbekenntnis aufsagen
- Schnell ein Flugzeug finden und einsteigen
- Den Teppich ausgraben und darauf fliegen
- Hoffen, dass Vögel vorbeifliegen und einen aufsammeln
- Die Außerirdischen kommen mit ihren fliegenden Untertassen und retten mich

Moritz Nicklas

WIE MAN OHNE STREICHHÖLZER FEUER MACHT –

1. Feuerzeug (super simpel)
2. Von jemand anders anzünden lassen (erfordert leider menschlichen Kontakt, daher schwierig)
3. Feuersteine (dauert aber lang)
4. Blitz (dauert noch länger und gefährlich)
5. Liebe (erfordert richtig viel menschlichen Kontakt, daher sehr anstrengend)
6. Krieg (gut für Feuer, ansonsten eher nein)
7. Ein Feuer nehmen, das schon brennt (z.B. Australien, aber obacht, heiß)
8. Vulkan (bisschen viel Aufwand vielleicht, aber auch gut für Fotos)
9. Kurzschluss (könnte evtl. teuer werden aber)
10. Schlagersänger fragen (bei denen brennt immer irgendwas)

Teresa Reichl

WAS ICH GANZ SICHER WEISS

- Traumverwirklichung
- Himmelblau im März
- Zypressengold
- Kinder
- Tintenfeder im Stiftrausch/Stiftrauch
- fallen die Blätter, wie sie wollen
- Habachtstellung
- atmen
- niemals, niemals werde ich das tun
- hallo

Jasmin Wieland

100-WÖRTER ROMAN:

Eigentlich hätte ich glücklich sein können. Obwohl, ich bin mir nicht ganz sicher, denn wenn ich an mein früheres Ich und an die die letzten Jahre denke, bin ich mir nicht ganz sicher, ob ich jemals richtig glücklich war. Was ist denn eigentlich Glück? Irgendein Philosoph hat einmal gesagt, dass Glück die Abwesenheit von Unglück sei. Nähme ich diese Definition von Glück, so könnte ich sagen, dass ich in vielen Momenten meines Lebens tatsächlich glücklich gewesen sein musste, denn spontan fielen mir nur wenige Momente ein, an denen wirklich Unglück in meinem Leben vorhanden war. Warum also war ich unglücklich?

WICHTIGSTER SATZ AUS MEINEM 100-WÖRTER-ROMAN:

Was ist denn eigentlich Glück?

WICHTIGSTES WORT AUS MEINEM SATZ:

Glück.

MIT DEM WORT EINE NEUE GESCHICHTE ERZÄHLEN:

Im Morgengrauen wache ich auf, die Scheiben des Vans sind noch leicht beschlagen. Draußen dämmert es und in der Ferne kann ich die Wellen leise rauschen hören und das Kreischen der Möwen, die gegen den Wind flattern.

Du liegst neben mir, auf dem Rücken. Deine Locken fallen dir ins Gesicht und verdecken deine linke Gesichtshälfte. Du atmest ruhig und regelmäßig, ganz entspannt. Du siehst so friedlich und schön aus. Ich strecke mich vorsichtig, um dich nicht zu wecken und reibe mir den Schlaf aus den Augen. Dann schmiege ich mich vorsichtig an dich, lege meinen Arm um dich und gebe dir einen sanften Kuss auf deinen Oberarm. Deine Haut ist weich und du schmeckst nach Salzwasser und süßen Träumen.
In den frühen Morgenstunden aufzuwachen, wenn die Welt noch schläft, und zu wissen, dass man sich nochmal umdrehen und weiterschlafen kann, ist ein schönes Gefühl, denke ich.
Und heute können wir schlafen so lange wir wollen und einfach in den Tag hineinleben, ohne Zeitplan oder Sorgen. Niemand wird uns vorschreiben, was wir tun oder lassen sollen.
Nach dem Aufstehen werden wir zum Bäcker laufen und Croissants holen. Wir werden vor dem Van auf unseren Campingstühlen sitzen, mit dem Gaskocher Kaffee kochen und mit Blick auf das Meer frühstücken, während die Sonne sich am Horizont über das Meer hebt. Dann werden wir schwimmen gehen, wenn der Strand noch ganz leer und das Wasser noch kühl ist. Am Nachmittag werden wir uns im Schatten des Sonnenschirms ausruhen. Du wirst auf einem Handtuch ausgebreitet schlafen und ich werde auf dem Bauch liegen und lesen und dabei zusehen, wie der Wind durch deine Haare fährt.
Am Abend werde ich spazieren gehen, barfuß, mit warmem Sand zwischen meinen Zehen. Ich werde am Meer entlanglaufen und spüren, wie die Wellen meine Beine umspülen.

Wenn ich zurückkomme, werden wir nebeneinander im Sand sitzen und den Sonnenuntergang ansehen. Später werden wir vielleicht noch einmal schwimmen gehen, wenn das Meer schon schwarz und still sein wird und keine Menschenseele mehr am Strand ist. Wir werden vor dem Van sitzen und ein Lagerfeuer machen, uns davor wärmen und in die Flammen schauen, während wir über Zukunftspläne und Familiengeheimnisse reden. Später werden wir im Sand liegen und uns unter dem Sternenhimmel lieben. Erst nach Mitternacht werden wir in den Van klettern, wenn das Feuer langsam ausgeht und es kalt wird. Hand in Hand werden wir einschlafen, unter derselben Bettdecke, wissend, dass Morgen ein neuer Tag beginnt, der nur uns gehört.

Ich kann es kaum erwarten, denke ich, aber noch bin ich müde und ich kuschle mich an dich, höre dem Geräusch deines ruhigen Atems zu und spüre, wie meine Augenlider langsam schwer werden.

Caroline Schorer

WICHTIGSTES WORT AUS MEINEM SATZ:

Wesentliche.

MIT DEM WORT EINE NEUE GESCHICHTE ERZÄHLEN

Aus der Dunkelheit heraus taucht etwas auf und setzt sich zu mir auf den Felsen. Ich erschrecke und lasse mein Brötchen fallen. Erst dann erkenne ich im Licht des Mondes die Umrisse einer Möwe. Die Möwe tut so, als hätte sie mein Brötchen nicht gesehen, doch ich weiß, dass sie es gesehen hat. Das erkenne ich an der Art und Weise, wie sie nach vorne schaut, und dabei das Brötchen meint oder viel mehr mich selbst.

Denn sie meint mich, die Möwe meint mich. Wenn sie nur könnte, würde sie mich töten. Auf der Stelle töten. Und nicht einmal das Käsebrötchen wollen. Doch sie rechnet damit, dass es ihr nicht gelingen würde, dass ich ihr körperlich überlegen bin. Und so schaut sie weiter nach vorne und meint das Käsebrötchen, aber meint eigentlich, meint eigentlich doch mich.

Das Tosen der Wellen. Gewalt ohne Sinn. Das ist Natur, das ist die Welt. Ich beobachte die Möwe und meine nur sie.

Dann hebe ich meine Arme und schreie. Was das Meer für mich ist, kann ich für andere sein: einschüchternd. Auch ich bin Natur, auch ich bin die Welt. Die Möwe fliegt weg. Ohne Käsebrötchen, das mich meint. Danach versuche ich mich am Meer. Jetzt verschwinde auch du! War ich zu leise? Mit all meiner Kraft? Die Wellen kümmern sich nicht um mich. Sie tragen stumm ihr Wasser bis das Rauschen zu mir dringt. Ich entschuldige mich. Zuerst beim Meer,

dann bei der Möwe, die sich mittlerweile wieder angenähert hat. Es war nicht so gemeint, Möwe, sage ich. Komm doch her! Wie heißt du eigentlich? Und was machst du so spät noch auf den Beinen? Es ist bald Nacht, müsstest du nicht schlafen?

Ich hebe mein Käsebrötchen auf und gebe ihr ein Stück davon. Dann verzeiht sie mir.

Gemeinsam schauen wir uns den Sternenhimmel an.

Möwe!, sage ich zu ihr. Ich nenne dich jetzt so lange Möwe, bis du mir deinen Namen verrätst. Mach mal deine Augen zu! Wie viele Sterne siehst du nun? Keine! Weißt du, was das bedeutet? Dass das Universum unfassbar leer ist. Zwischen die Sterne und deine Augen schieben sich Lider, die nicht mal einen halben Zentimeter dick sind. Und das reicht schon aus, um die Sterne nicht mehr anschauen zu können. Das heißt es also, die Augen zu schließen: die Einsamkeit zu sehen.

Die Möwe bedankt sich für unser Gespräch. So hätte sie das noch nie betrachtet. Allerdings müsse sie jetzt zurück ins Nest, schließlich sei es ja nun Nacht und schon lange an der Zeit. Ob sie mich alleine lassen könne?

Ja klar, antworte ich. Aber willst du nicht vielleicht den Rest vom Käsebrötchen mitnehmen? Sag zuhause einfach schöne Grüße von mir!

Die Möwe ist einverstanden. Ich reiche ihr das Brötchen. Sie verstaut es in ihrem Schnabel und fliegt los. Ich schaue ihr hinterher, bis sich die letzte Ahnung von ihr in der Dunkelheit verliert. Dann schließe ich meine Augen. Ich sehe die Möwe noch immer.

Christian Weiblen

WICHTIGSTES WORT AUS MEINEM SATZ:

Schwitzten.

MIT DEM WORT EINE NEUE GESCHICHTE ERZÄHLEN

Wir sind mittellose Bettlerinnen am Tor einer geheimnisvollen Stadt. Unser Leben lang rannten wir, suchten wir. Endlos schien der Marsch durch die Wüste. Die Sonne stand uns ständig über den Schultern, überwachte uns wie eine grausame Königin. Jahrelang begleitete sie uns auf unserem Weg, sengte sich in unsere ledrige Haut.
Wir verfluchten unsere Götter. Sie hatten uns losgeschickt, und doch zeigten sie uns keinen Weg. Jede Nacht entzündeten wir ein Feuer und warfen ein Ginkoblatt hinein. Jedes Blatt stand für einen Gott. Wir hatten viele Götter und viele Nächte. Auch nachts war es warm und die Flammen trieben uns den Schweiß auf die Stirn. Doch es fühlte sich gut an; wir vertrieben die Götter aus jeder Pore unseres Körpers, bis nichts mehr übrig blieb außer uns, gottlose Kreaturen. Wir hatten aufgehört, die Jahre zu zählen und Ginkoblätter besaßen wir längst nicht mehr, als wir die Rauchschwaden am Horizont erblickten. Unsere kraftlosen Beine begannen zu rennen. Und schon bald sahen sie die Stadt, die sich so lange versteckt gehalten hatte.
Nun knien wir vor den Mauern der Erlösung – vielleicht. Die Lichter der Stadt lassen die Nacht verheißungsvoll erstrahlen. Schillernde Farben winden sich wie schwerelose Tagträume um unsere müden Augen.

Der Sand, auf dem wir kauern, ist glühend heiß. Es ist der Sand der Wüste, aus der wir kommen. Noch wenige Stunden. Wenige Stunden, bis zum Morgengrauen, dann wird die Stadt ihre Tore öffnen. Händler aus den umliegenden Dörfern werden hereinstrudeln, bunt gekleidete Damen werden durch die Straßen flanieren. Ein Wächter wird entscheiden, wer geht und wer bleibt. Schweiß und Ausharren haben uns hierhergebracht. Doch jetzt müssen wir warten, warten und hoffen. Der letzte Schritt liegt nicht in unserer Hand.
»Und wohin sollen wir nun beten? Unsere Götter sind fort«, flüstert die Älteste. »Jetzt ist es Glück oder Pech.«

Franziska Klein

WICHTIGSTES WORT AUS MEINEM SATZ:

Trotz.

MIT DEM WORT EINE NEUE GESCHICHTE ERZÄHLEN

Eigentlich war ich ja nur wegen ihr da gewesen.

Ich war wie die Zigarette in ihrer Hand, sorgfältig von ihr zurechtgedreht – ich stand in Flammen. Zunächst, und das ist mir fast peinlich, mochte ich sie nur wegen der roten Haare. Als Kind hatte ich mir das immer vorgestellt, also eine Freundin zu haben mit rotem Haar. Wie Pippi Langstrumpf. Es gibt doch den Spruch, »Sei Pippi, nicht Annika«. Aber ich wollte Annika sein. Dass jemand kommt und mein Leben bunt anmalt. Pippi hätte das selbst tun müssen. Aber sie war doch nicht Pippi.

Zum einen fand ich heraus, dass ihr Haar lediglich gefärbt war, zum anderen war sie nicht stark, sondern winzig und dauernd krank. Sie hatte Lunge, doch sie rauchte wie nasses Feuerholz. Vielleicht wollte sie es herausfordern. Manchmal habe ich sie besucht, wenn sie nur im Bett liegen konnte und sie sah fast glücklich aus. So als ob sie gerne krank wäre. Womöglich war das einfacher.

Ich konnte das auch verstehen, irgendwo. Als wir Kinder waren, da brach sich mein Bruder den Arm und schrie vor Schmerz und weinte als wäre er ein nasses Handtuch und der Schmerz wrang ihn aus. Ich weinte dann auch, aber nicht, weil er weinte. Die Wahrheit ist, dass ich so neidisch war, dass es wehtat. Ich wusste, er würde vom Arzt einen Gips und einen Lolli kriegen

und in der Schule würden alle Kinder auf seinem Arm unterschreiben wollen und ihn fragen, was denn passiert sei. Eine Woche später fiel ich absichtlich vom Fahrrad, aber ich schrammte nur mein Knie. Es hat nicht mal geblutet. Ich wollte, dass es blutet.

Als ich also merkte, wie ähnlich wir uns waren, sie und ich, verlor ich fast das Interesse. Zwei Annikas, das ist doch wie zwei gleiche Magnetpole. Es macht schon auch eine Weile Spaß, zu versuchen, die aneinander zu halten, aber auf Dauer geht das eben nicht. Aber dann hatte sie den Einfall. Das machte sie zwar immer noch nicht zur Pippi, aber mindestens zur Annika plus. Und mit Annika plus konnte ich leben. Der Einfall war simpel: Ein Waldstück sollte abgeholzt werden und Leute wollten eine Fabrik bauen. Sie wusste gar nicht, für was, irgendetwas Blödes. Bauchweghosen oder so. Vielleicht nicht ganz der große Mann, den man sich vorstellt, wenn man gegen das System kämpft. War aber egal – die Bäume! Pippi Langstrumpf konnte Limonade aus ihrem Baum holen, dachte ich, sie abzuholzen wäre also quasi Limonadenverschwendung. Man denke an die verdurstenden Kinder in Afrika. Also bastelte ich Poster, kaufte Seile und wir kletterten ganz nach oben, sie voran.

»Dass du mich auffangen kannst, im Fall der Fälle«, sagte sie und lächelte, doch das Lächeln war mir zu Annika und nicht plus genug. Eine Annika fängt nicht auf, eine Annika lässt sich fangen. Von oben sah man nur Bäume und es gab weit und breit keine Limonade. Aber ich band mich trotzdem fest, als wäre ich ein Baumpilz. Annika plus tat es mir gleich und dann saßen wir dort, stundenlang. Erst kamen Leute und wir riefen und sie standen bloß da und guckten doof hoch, als hätten wir ihnen den Kaffee versalzen. Dann die Bullen, da riefen wir

noch lauter, nur aus Prinzip. Ich war irgendwann heiser, da hätte mir die Limonade gut getan, aber der Baum zeigte sich sehr unkooperativ und schwieg auch die ganze Zeit.
Irgendwann so gegen Abend zogen sie einfach alle ab. Ich fühlte mich ein wenig wie ein Gemälde, das keiner anschaut, und fragte Annika plus, ob wir nach Hause gehen sollten. Sie sagte, nach Hause gehen wäre Aufgeben, und in diesem Moment war sie so Pippi wie noch nie. Sie hatte sogar zwei Zöpfe und ich war plötzlich wieder Flamme. Ich hätte sie am liebsten geküsst, aber ich war ja ein Baumpilz und da ging das nur schlecht. Also pilzten wir nur so herum und rauchten und husteten, nur um dann weiter zu rauchen. Wir hingen im Baum und unsere Zigarettenlichter waren wie Weihnachtsdekorationen. Wir hatten uns nichts zu erzählen, weil wir ja unser Abenteuer gerade erst noch erlebten, also blieben wir still. Die Bäume hingegen flüsterten die ganze Nacht lang hinter unserem Rücken über uns. Das Einschlafen merkte ich gar nicht, wer merkt das schon. Aber ich merkte das Aufwachen, denn sie rief meinen Namen. Ich hatte sie noch nie panisch gehört. Ihr Körper war zu klein für ihren Schrei. Ich war wach und wusste nicht, wo ich war. Es war plötzlich so hell und ich konnte sehen, wie sie mit den Seilen kämpfte, sie steckte fest und ihr Atem rasselte. Der Baum schwieg jetzt, was komisch war, wo er doch brannte und das musste wehtun. Aber mir tat es ja auch weh, doch ich war so glücklich. Ich dachte: Jetzt werden wir ganz sicher ein Zeitungsartikel sein. Mein Bild würde abgedruckt werden und das war besser als Limonade.

Amelie Schmid

SCHREIBÜBUNG: ILLOMOTO

Der Körper fließt. Fließt hinab in Strömen wie Regen. Regenfäden fallen. SPANNUNG am Himmel. Donner und Blitze. Zeus ruft: »Geh mir aus dem Weg. Ich komme hinab auf die Erde.« Das Eichhörnchen verkriecht sich im Baum, der Vogel im Gebüsch. FARBE in den Bäumen. Es ist Herbst. Der Regen fällt. Es stürmt. Er kreischt. Es donnert und blitzt. Zeus' Frau schreit: »Es reicht. Komm heim. Das Essen ist fertig.« Und Zeus schleudert einen letzten Blitz. ÄTHER qualmt. Das Eichhörnchen ist verkohlt. Zeus ist zufrieden. Der Vogel auch. Diesmal hatte er Glück. Und Zeus geht heim und küsst seine Frau. Und denkt: »Was riecht hier so gut.« Frau sagt: »Es sind Kartoffeln. Wasch dir die Hände vorm Essen. ENG ist's nicht im Bad. Da hast du Platz.« »Na hör mal«, sagt Zeus. »So dick bin ich noch gar nicht.« Aber er geht und wäscht sich und kommt wieder und genießt seine Diätkost. FAUNA gibt's neustens nicht mehr. Nur Flora. Naja. So ist's eben. Deshalb ist er wohl so zornig. Irgendwohin muss der Frust gehen. ANNÄHERUNGSVERSUCHE an seine Frau gibt's schon länger nicht mehr.

Johanna Wallmeier

IDEENKEIME: 8. ETWAS, DAS ICH MIR AUSGEDACHT HABE (IMAGINATION, SPINNEREI, FANTASIE)

The scenic dozen

Postkarten, denkt Walter manchmal, müssen doch so alt sein wie die Menschheit. Oder jedenfalls fast; so alt wie Schrift aber bestimmt. Die Menschen haben sich immer weiter ausgebreitet, sind immer weiter voneinander weggezogen und mussten doch irgendwie in Kontakt bleiben. Logisch. Und Postkarten sind ja auch nicht groß, waren früher vielleicht noch kleiner, damit die Damen sie in ihrem Dekolleté tragen konnten, nicht nur diese winzigen Briefchen in Schnörkelschrift, die man in Filmen sieht. Auf den Karten wären schöne Bilder, am Anfang wahrscheinlich gezeichnet oder gemalt; eine Radierung oder mit Wasserfarben, das sah bestimmt nicht schlecht aus. Und so oft ist man ja auch nicht in Urlaub gefahren, und die, die das gemacht haben, hatten das Geld übrig, ihrem Anhang zu Hause was Schöneres zu schicken, als blankes Papier, mussten dann auch viel weniger schreiben *und* hatten die Bilder, vom Ferienort, oder einem Denkmal oder so.

Früher haben die Leute noch viele Postkarten geschrieben, denkt er jetzt, als er seine heutige Ladung an Briefen und Päckchen, Zeitungen und eben auch ein paar Postkarten in sein winziges gelbes Postauto quetscht. Ganze Stapel hat er in der Stadt verteilt, gefühlt tausende bunte Bilder von Stränden und bunten Türen, Meerjungfrauen und Kamelherden, die

zwischen Dünen wanderten pro Woche, von überall her an alle Häuser. Aber heute? Vielleicht zwei Dutzend Karten im Monat, mal mehr mal weniger und das auch nicht in der ganzen Stadt verteilt. Manchen Leuten brachte er nur noch Rechnungen und Couponhefte, quietschbunte Prospekte aus billigem Papier, das beim leichtesten Regenschauer zu Pappmasche wurde und Werbepostkarten und das war doch nicht dasselbe!

Eine Ausnahme gab es allerdings; alle paar Wochen steckte ein Bündel Postkarten zwischen den farblosen Kuverts und Briefumschlägen. Ausnahmslos schöne, geschmackvolle Motive, die an ein halbes Dutzend verschiedene Adressen gingen.

Alle schön säuberlich beschrieben, in gut leserlichen Druckbuchstaben, geschwungenen Lettern, barfüßige Tänzerinnen die sich über die weiße Rückseite wiegten, oder der neumodischen Schreibschrift, die Walter zum Glück nicht mehr hatte lernen müssen, und über die seine Tochter und Enkel schimpften, wenn sie nach der Schule zu ihm kamen und die Kleinen am Küchentisch ihre Schreib- und Rechenübungen machten.

Alle Karten erzählten so ungefähr dasselbe – aber, wenn man ehrlich ist, tun das wohl alle Postkarten.

»Such dir zufällig 100 Postkarten auf der ganzen Welt zusammen, von überall her und auf jeder wird so ziemlich dasselbe stehen«, hatte Martha ihm während ihres letzten Urlaubs nach Griechenland gesagt, als sie in der winzigen Poststelle in einer endlos scheinenden Schlange standen, um genug Briefmarken zu erstehen, um ihr klimatisiertes Hotelzimmer neu zu tapezieren, oder um der gesamten Verwandt- und Bekanntschaft Karten zu schicken. Der Spruch hatte die beiden aber

trotzdem nicht davon abgehalten, den nächsten Tag im Café zu sitzen, jeder einen Stapel bunter Karten vor sich, das kleine Adressbüchlein in der Mitte zwischen Kaffeetassen und Zuckerstreuer, und zu versuchen den Hotelurlaub mit den Bustouren, dem gar nicht mal schlechten Büffets und den weichen Bademänteln auf gefühlt hundert verschiedene Arten und Weisen zur Postkarte zu bringen. In diesem Urlaub war Martha dran gewesen, vorzuschlagen, einfach den exakt selben Text auf jede Karte zu schreiben, und Walter hatte den Part, des empörten Nachluftschnappens übernommen, bevor er seinen Monolog, warum es von entschiedener Wichtigkeit war, jedes Stück bedruckten Karton in ein kleines und vor allem individuelles Kunstwerk zu machen, begonnen hatte. Martha hatte sich jedes Wort angehört, es mit ihrem Vortrag aus dem Urlaub davor, nach Dänemark, verglichen und am Ende zufrieden genickt, die zartrosafarbene Lesebrille auf der äußersten Nasenspitze, und die frisch gefärbten Haare in einen einfachen Knoten gedreht, der eifrig mitwippte. »Dann …«, sie hatte das Ritual beschlossen, die Hand ihres Mannes genommen und ihre weichen, fünfzigjährigen Lippen gegen seinen Handrücken gedrückt, »… dann machen wir auch jede Karte zum Unikat – und wenn das Zimmermädchen versucht uns aus dem Zimmer zu werfen, jeder kriegt seine Karte.«

Und Walter hatte sie angelächelt und war für die Stunde, die das Karteschreiben nach hinten verschoben wurde, so verliebt und glücklich gewesen wie mit zwanzig, in ihren Flitterwochen.

»Ja, Martha«, seufzte Walter jetzt als er sich die verblichene Kappe auf dem noch spärlicher gewordenen Haar zurechtrückte, und Marthas Rosenkranz anblickte, der vor ihm am

Rückspiegel hing und in den Kurven leise klapperte, wenn die Perlen aneinanderstießen, »von uns kommen auch keine schönen Karten mehr.«

Ohne Martha würde er nicht mehr in Urlaub fahren, hatte Walter beschlossen, als er die letzten Kuchenreste des Leichenschmauses in die Biotonne gekippt hatte. Die Karten aus Griechenland waren die letzten Kunstwerke gewesen, und er hatte den letzten Monolog gehalten. Was interessierten ihn die sieben Weltwunder, wenn seines einsam und allein in der kalten Erde lag, und alles, was er noch von ihr hatte, die neunundfünfzig glänzenden Perlen waren, die, jetzt als das Auto zum Stehen kam, aufhörten, hin- und her- und aneinanderzuschlagen und langsam zur Ruhe kamen.

Heute war wieder ein Stapel Postkarten in seiner Ladung – aber etwas war komisch – auf den Karten selbst stand immer ungefähr das gleiche: Wie das Wetter so war, das Essen, der Strand die Opern oder Theaterstücke, das übliche eben, und am Ende ein, >In Liebe, Thomas< – aber heute fehlte eine Karte, die in das Hochhaus am Stadtrand ging, an Sandra Kühn.

Für sie war heute nur ein kleiner Umschlag dabei und selbst den konnte Walter nur gerade so in den überquellenden Briefkasten mit ihrem Namen zwängen. Scheinbar war sie auch momentan im Urlaub und hatte deshalb keine Karte bekommen. Logisch. – Moment; So funktionierten Postkarten doch nicht. Wie in Zeitlupe, zog Walter seine Hand zurück, und suchte, ohne den Blick von der Wand an grau-blauen Briefkästen zu wenden, in seiner Tasche nach den anderen Karten.

Eins, zwei, drei, vier, fünf. Fünf, keine sechs wie sonst, und alle anderen hatten ihre Karten erhalten – würden ihre Karten gleich erhalten, aber Walter brauchte noch einen Moment. Früher hatten ihn die Leben der Brief-, Karten- und Päckchenempfänger so wenig interessiert, wie die zunehmend verworrener werdenden Liebesleben der Kreaturen, die Marthas Lieblingsseifenopern allabendlich bevölkerten, weniger sogar, denn die Inhalte der Briefe und Päckchen kannte er in den wenigsten Fällen, und die Postkarten konnte er bequem so mit der Hand abdecken, dass er nur das Adressfeld sah, aber Marthas Serie … er hatte es nie über sich gebracht, ihr zu sagen, dass er lieber barfuß über den Haufen an Scherben, der aus den ganzen im Zorn zerdepperten Flaschen und Gläsern der Figuren in den Schnulzen entstanden sein musste, gehen würde, als von noch einem unehelichen Kind, oder anderweitigen Betrug zu erfahren, aber jeden Abend, saß Martha mit ihrem glänzendpolierten Sektglas vor dem Fernseher, und klopfte erwartungsvoll auf das Sofakissen neben ihr – und was war da die halbe Stunde, die pro Abend draufging, wenn es seine Frau glücklich machte.
Doch jetzt? Jetzt sah die Welt ohne sie so grau aus. Walter erwischte sich sogar von Zeit zu Zeit dabei, sich abends zu beeilen, rechtzeitig nach Hause zu kommen, um >Rote Rosen< einzuschalten, statt bei seinem Schwager vorbeizusehen, oder die Einkäufe zu tätigen, die dringend nötig waren – und es brachte doch nichts, Martha kam davon nicht zurück. Und mit einem Mal wurde die Hälfte der Postkarte, die er in den Jahrzehnten vorher erst so sorgsam und später automatisch abgedeckt hatte, immer interessanter und nun hatte er einen ziemlich

guten Einblick in die Beziehungen und Familienstände der Leute, denen er jeden Tag ihre Post brachte.

Aber heute stimmte etwas nicht – wieso bekamen Luise Breuner, Martin Ulrich, Tabea Kamm, Susanne Anders und Leander Zimmerer eine Karte und Sandra nicht? Sandra, die nicht zu Hause war und deren Post sich stapelte.

Walter hatte seine heutige Runde beinahe abgeschlossen, als sich die Teile in seinem Kopf zusammenfügten; Sandra war mit Thomas verreist, es gab gar keine andere Erklärung – warum sonst sollte sie weg sein und als einzige keine Grüße erhalten haben.

Während Walter seine letzten Briefe und Päckchen verteilte, konnte er an nichts anderes mehr denken und endlich, als er seine eigene Haustür hinter sich schloss, erkannte er, warum ihm die Sache so seltsam vorkam; er hatte immer gedacht, dass »In Liebe, Thomas« nichts weiter als eine etwas pathetischere aber ebenso platonische Variante der Grüße am Kartenende war, aber wenn er mit Sandra in den Urlaub fuhr, der er haargenau dieselben Dinge geschrieben hatte, wie den anderen …

Während er Eier und Speck in einer Pfanne briet, versuchte Walter sich daran zu erinnern, ob es in den letzten Jahren vorgekommen war, dass einer der sechs Kartenempfänger leer ausgegangen war, aber in den vergangen Dekaden hatte er so unendlich viele Karten verteilt und seine Route hatte sich ebenfalls mehrmals geändert, dass er es beim besten Willen nicht sagen konnte außer – außer dass die Namen rotierten; es waren oft fünf Karten gewesen, die

von >In Liebe, Thomas< kamen – aber es waren nie die exakt selben fünf Namen, mal fehlte Tabea, mal Martin und so weiter.
So war das also. Er stellte den Teller zu fest auf den Tisch und das Besteck, dass er zwischen Daumen und Tellerunterseite geklemmt hatte, machte ein hässliches Geräusch, als es gegen das Porzellan schlug. Walter selbst ließ sich in einen Stuhl fallen, seine Hände sanken lahm und kraftlos in seinen Schoß, als er lauf aufseufzte.
Für einen Moment ließ er den Blick ziellos durch den Raum schweifen, bis er auf dem gerahmten Portrait Marthas als junger Frau verharrte, das war kurz bevor sie sich kennengelernt hatten; schön und glücklich und so wundervoll lebendig und voller Lebensfreude, dass Walter sich fühlte, als hätte ihm jemand in die Magengrube geschlagen. Sein nächster Atemzug war schwer und er musste die Augen schließen, bis das enge Gefühl aus seiner Brust entwich und er wieder frei Luft bekam. Mit dem eingesogenen Sauerstoff schien Wut seinen Körper zu fluten; durch seinen Hals in seine Lungen, durch seine Blutbahnen zu seinem Herzen und er begann zu zittern, einsam und allein in der Küche des Hauses sitzend, in dem er über dreißig Jahre lang mit der Liebe seines Lebens gelebt hatte, das noch nach Martha roch und mit jedem Möbelstück, jedem Topf und jeder Pflanze ihren Namen und ihr Andenken in sich trug. Mit der Wut kam ein Plan und blieb, selbst nachdem das erste heiße Aufbrennen langsam abgeflammt war. Zum ersten Mal seit Wochen, konnte Walter nicht vor Einsamkeit nicht schlafen, sondern vor Anspannung auf den nächsten Tag.

Sofie Koch

»GRENZÜBERSCHREITUNGEN«

EIN SEMINAR MIT LENA GORELIK

UND MARTIN KORDIĆ

VORWORT

Irgendwann im Winter in der Bayerischen Oberlandbahn auf dem Weg in die Berge: Zwei Paare, Mitte vierzig, Anfang fünfzig, die Männer reden, die Frauen hören zu. Warm eingepackt in Funktionskleidung löst sich zwischen ihnen eine große Ausflugsaufregung, die Stimmung ist gut. Sie lachen viel, sie reden laut. Ich höre nicht hin und dann doch. Die vier Erwachsenen erörtern die Frage, was eigentlich dieses Niemandsland sei, von dem man immer wieder in den Nachrichten höre. Einer sagt: Wenn jemand im Niemandsland zwischen zwei Grenzen erschossen wird, ist er dann etwa nicht gestorben? Alle lachen. Ich steige aus, steige um, fahre weiter mit dem Bus, mache mich zu Fuß hinauf auf einen Berg. Mit jedem Meter, den ich durch den Wald stapfe, wird der Schnee tiefer, das Gehen beschwerlicher, unmöglich bald, auch sehe ich kaum noch. Ich kehre um, klopfe die Hosen ab, gehe in ein Wirtshaus, esse eine Suppe, fahre wieder nach Hause, lege mich hin, bin erschöpft, als wäre ich tatsächlich auf einen Gipfel gestiegen, weiß nicht, was ich erlebt habe heute. Schnee fällt aus den Bäumen auf mich herab und ich schlafe ein.

Grenzüberschreitungen, sie sind das Thema unseres Seminars, sie sind der Ausgangspunkt, von dem aus unsere Gruppe sich gefunden hat, sie sind unsere Übereinkunft. Überschrittene Grenzen zwischen Ländern, zwischen Leben und Tod, zwischen Identität und Körper, zwischen Menschen. Wie gut das Schreiben war, wie gut dieser Austausch für uns alle war, wie

bereichernd jeder Beitrag! Für uns: Noah, Maximilian, Rabea, Anne, Daniela, Rebekka, Anna, Patrick, Julius, Jaqueline, Caroline, Lena, Martin.

Martin Kordić

Weil das Schreiben immer auch ein Spiel mit der Grenze ist: Was erzähle ich, und was erzähle ich auf keinen Fall? Wo betritt möglicherweise der Kitsch die Zeilen, wo erkläre ich den Lesenden zu viel, und wo habe ich meine Figuren alleine stehen lassen? Wir wackeln an der Grenze entlang, ertasten sie, unsere Augen geschlossen, setzen Worte in eine Reihenfolge, stellen sie um, schieben Sätze beiseite, einen Schritt nach vorne und mindestens drei wieder zurück. Bis wir nicht mehr weiter wissen, bis der Zweifel größer ist als wir, größer ist als der Raum.
Und was machen wir dann, wollen sie wissen, die mit uns erst in diesem Raum sitzen und später, als die Welt sich einmal gedreht hat, einmal um die Corona-Achse, uns über ihre Bildschirme sehen. Dann schreibt Ihr. Weiter und auch erst recht. Sie zucken mit den Schultern, lächeln, machen sich Notizen. Sie schreiben, schreiben neu, schreiben um. Sonderbarerweise tauchen immer wieder Katzen auf, erst in diesem Raum, dann auf Bildschirmen, so merke ich mir die Bayerische Akademie auch: Die Studierenden und die Katzen. Und die Figuren merke ich mir, die sie erschaffen haben, die Geschichten, und dieses Gefühl, wenn ein Tag, ein Wochenende zu Ende ging: Dass irgendwas daran nicht stimmt,

dass die gemeinsame Zeit zu Ende geht. Dass ich gerne noch mehr gehört, gelesen, gesprochen hätte: Mit Noah, Maximilian, Rabea, Anne, Daniela, Rebekka, Anna, Patrick, Julius, Jaqueline, Caroline, Martin. Mit ihnen die Grenze gesucht und vielleicht überschritten hätte.

Lena Gorelik

Noah Band

Grenzgänger

Braune Fliesen. Manche mit Rissen. Orangene Kabinen. Alle verschlossen. Sie sollen nicht mehr benutzt werden, weil nicht genug für alle da sind, und es sonst zu lange dauert. Deshalb Sammelkabinen. Mit Bank in der Mitte. Aus geblichenen Holzstreben, ganz glatt. Es riecht nach Chlor. Zwei Eingänge zu den Umkleiden, getrennt durch Wand.
Laute Stimmen. Helle Stimmen, dunkle Stimmen. Die Mädchen schwimmen, die Jungs haben Sport. Die Gruppe teilt sich, zwei Türen. Maya erzählt, was sie am Wochenende gemacht hat, Frida beschwert sich, dass ihr Nagellack keine zwei Tage gehalten hat. Lotte stößt sich den Fuß. Laura hört sie nicht, die entfernten Stimmen, nicht mal Mellis. Sie dringen nicht zu ihr durch, in ihre Kapsel voll Weltraumgedanken. Mama hat es immer Weltraumgedanken genannt, weil Laura dann wirkt, als wäre sie auf einem anderen Stern.
Beine starr, versinken im Schlamm. Hoodie ausziehen, Jeans abstreifen. Wie sie Sammelumkleiden hasst. Jetzt steht sie da, in BHs und Unterhose. Zwei Sport BHs übereinander. Die Brust ist dann flacher. Nicht so flach wie mit Verband, aber erträglich. Der rote Badeanzug liegt vor ihr, leblos, labbrig. Zerreißen, das wäre jetzt was. Geht nicht, Eile geboten. Auf die Plätze fertig los. Unterhose runter, rein in den Anzug, BHs weg, beide auf einmal, Steckenbleiben, Nähte reißen, Träger über, geschafft. Bis sie im Wasser ist, schaut sie

sich nicht mehr an, ihr Körper hört auf zu existieren. Ein schwebender Kopf, der schwimmen geht.
Schwimmen kann sie. Bahn hin, Bahn her. Brust, Rücken, Kraulen. Kraulen kann sie am besten von allen.

Der Spiegel reflektiert das grelle Licht der Glühbirne, leichtes Flimmern, Surren. Bald muss sie wohl ausgetauscht werden, die Glühbirne mit dem Heuschreckengesang.
Schatten graben Höhlen unter müde Augen. Die hellen, blauen Augen stechend, gegen das fahle, feingliedrige Gesicht. Sie sieht sich an. Und er sieht nichts. Nicht sie, nur sich. Er sieht sich in ihr. Er erkennt sich. Er erkennt sich in ihr, erkennt.
Zögerlich knöpft er sein Hemd auf. Dunkelbraune Knöpfe. Er schaut den Schrank an, während er sich das Hemd von den Schultern streift. Nach dem langen Tag zeichnen sich rote Linien am Rand des Verbandes ab. Ist gefährlich, Mann, meinte Martin53 letztens. Mit Verband ist gefährlich. Kauf dir nen Binder im Netz, schrieb er. Merkt niemand. Ist teuer, Mann. Und Schiss hatte er auch. Fragen fressen. Also rote Linien unter Achseln und Brust. Beim Lösen der Verbandsklammer sticht er sich in den Finger. Eine Perle Blut wölbt sich hervor. Ist schon okay. Der Verband hat Fäden gezogen, zerfleddert. Während er die letzten Lagen abnimmt, schaut er sich in die Augen, er starrt sie an, nur um nicht tiefer zu schauen.
Nun steht er da, seine Brüste haben rote Striemen, fast blau. Heute war es zu fest. Sein Brustkorb schmerzt, doch was er sieht, sticht mehr. Fremde. Sie schauen ihn an, seine Brüste.

Die Brustwarzen wie Augen, schauen ihn an, verfolgen ihn. Er umschlingt seinen Körper mit den Armen, wie betäubt, spürt nichts. Knöpft die Hose auf, streift Hose und Boxershorts runter.

Im Türrahmen der Sporthalle.

Laura, was machst Du hier?

Raum verpeilt?

Verlaufen?

Er steht da, regungslos, noch mit Türgriff in der Hand. Ohne ein Wort lässt er ihn los und läuft in die Mitte der Halle, wo die Jungs im Kreis sitzen. Es ist still, seine Schritte überlaut, dröhnen in seinem Ohr. Er setzt sich hin, in die Lücke zwischen Sportlehrer und Roman. Roman ist Klassensprecher. Zwölf Paar dunkel behaarte Beine, das dreizehnte hell und stoppelig. Er blickt den Sportlehrer an, der ihn mit der Balltasche über der Schulter mustert. Sein strenger Blick vermag es nicht, seine Unsicherheit zu überdecken.

Ich würde gerne bei euch mitmachen.

In diesem Halbjahr seid ihr dran mit Schwimmen, das weißt du doch.

Wer ist ihr?

Ihr, die Mädchen.

Ah.

Du schwimmst doch gut?

Darum geht es nicht.

Laura, es gibt Vorschriften.

Jungs können echt ruppig sein.

Ich gehöre da nicht hin.

Ja hierhin auch nicht.

Wenn es dir ernst ist, muss man das auf höherer Ebene klären.

Das ist nicht so einfach.

Was ist schon einfach.

Komm nach der Stunde zu mir, dann besprechen wir das.

Noch was. Laurin. Bitte.

Haarsträhnen kleben in seinem Gesicht, sein Shirt ist nass vom Schweiß, die Knie weich. Wenn er still hält, zittern seine Hände. Also hält er nicht still, unruhig auf Trab. Die Treppe nach unten zu den Umkleiden. Er geht neben Roman, als wäre er einer von ihnen.

Gehst du nicht duschen?

Doch, klar.

Ich fand das heute mutig von dir. Find ich gut.

Danke.

Und die Flanke vorhin, nicht von schlechten Eltern.

Die Duschen liegen auf dem Weg zu den Umkleiden. Kein Entrinnen, kein Vorbei. In seinem Schweiß wird ihm kalt. Und schlecht. In die Damendusche entwischen? Schwach, ziemlich schwach. Die nassen Leiber verschwinden in den Duschen wie Vieh zum Schlachter. Er verharrt, taumelt gegen den Strom. Vielleicht fällt es keinem auf. Auf dem Klo könnte er die Achseln waschen und Deo versprühen. Die ersten Duschen gehen an. Raue Stimmen überlappen sich, laut und geladen. Er wartet einfach, bis sie fertig sind, dann kann er duschen. Vielleicht kommt er dann zu spät zu Mathe, das wäre nicht schlimm, Herr Goradschek mag ihn.

Justus kommt mit einem Handtuch um die Hüfte hinaus. Seine Brust ist noch nass, glänzt vom Licht der Neonröhren, flach und muskulös. Die Jungs schlendern an ihm vorbei, hinterlassen dunkle Fußspuren auf den braunen Fliesen. Die Duschen verstummen, eine nach der anderen. Er betritt den weiß gefliesten Raum. Die Rillen zwischen den Fliesen sind schwarz vom Schimmel, es riecht nach Schwimmbad und billigem Shampoo. Nur Basti und Mauro sind noch da, beobachten ihn.

Wenn Du auf das Spaprogramm wartest, fällt heute aus.

Basti. Er wippt auf seinen Füßen hin und her, von Ferse auf Ballen. Seine hellen Augen weichen nicht von ihm. Alter Geier, denkt Laurin.

Hast du nicht noch Haare zu gelen oder so?

Wieso, stört´s dich, dass ich hier stehe? In der Männerdusche?

Hast Du's so nötig, mich nackt zu sehen?

Schämst Du dich?

Wenn du die Hose runterziehst, blas ich dir einen.

Mauro lacht, Basti boxt ihm in die nasse Flanke.

Hättste wohl gern.

Verpisst euch.

Sie wenden sich zum Gehen. Die feuchten Duschwände spielen mit ihrem Lachen Pingpong.

11 Uhr, kleine Pause. Der Kaffee vom Morgen drängt sich ihm auf. Im grauen Flur läuft er Zickzack. Wird angerempelt vom Gegenstrom. Schielt zu den zwei Türen. Ein Strichmensch mit Kleid, einer ohne. Die Tür mit Kleid öffnet sich, eine Gruppe Fünftklässlerinnen entfleucht. Er geht daran vorbei. Nächste Tür. Fährt sich mit den Händen durchs Haar, tief atmen, Schultern zurück, lässig bitte.

Fünf Pissoirs, eine Kabine. Die ist besetzt.

Hinter ihm treten noch zwei ein, schaut sie nicht an. Nicht, dass sie Laura in ihm erkennen. Spürt ihre Blicke, warum steht er da.

Sie verteilen sich auf die Pissoirs, Abstand halten, das macht man so. Weiß er jetzt.

Eine Pinkelhilfe kostet 19.99 €, zurzeit 15 Prozent Rabatt. Kindergeld in 21 Tagen.

Kabine frei, gesenkter Kopf, Blicke treffen seinen Scheitel. Tür zu, Schloss vor. Flaches Atmen. Die Knöpfe der Jeans zäh zu öffnen. Laurin will nicht sehen. Die Boxershorts, die mit den blauen Fahrrädern, abstrakt, nicht albern, seine Lieblings.

Blaue Fahrräder im roten Meer. Nichts dabei, vergessen, dass es wieder drei Wochen sind. Zwei Armlängen Klopapier. Boxer sind dafür echt nicht gemacht.
Hättest Du vielleicht ein Tampon für mich. Fragt er im Kopf Lena. Nee, nee. Kann er nicht bringen. Muss anders gehen. Nächste Stunde Geschichte, kommende Woche Klausur.
Der Supermarkt um die Ecke. Die Verkäuferin kennt Laurin. Die ist ziemlich hübsch, vor allem, wenn sie nicht geschminkt ist. Den Laden betritt er mit gesenktem Blick. Ein Mann mustert ihn eindringlich. Er macht einen Umweg zum Regal. Schaut sich um, ob ein bekanntes Gesicht zwischen den Rentnern ist. Zu den Tampons legt er einen Schokoriegel auf das Band, doch der vermag es kaum, den kleinen Karton zu überdecken. Hinter ihm niemand in der Schlange. Am Ende des Ganges plötzlich Lovis, der Kettenraucher. Scheiße, der hat schon vorhin nach einer Kippe gefragt.
Kurzschluss. Er drängelt sich an der Kasse vorbei. Streckt dem Mann an der Tür offene Handflächen entgegen. Schiebeglas teilt sich, er rennt. Die Tampons und der Schokoriegel fahren auf dem Band ins Nichts.

Am nächsten Tag versteht Lovis es, ihn nicht auf seine Flucht anzusprechen. Es ist ungewöhnlich warm für einen Novembertag. Die ersehnte letzte Stunde, Religion. Obwohl er gar nicht glaubt. Der Lehrer ist ein Pfarrer in Baldrente, die Stoppeln auf seinem Kopf grau und borstig, seine Augen ganz blau. Laurin mag ihn. Herr Mikesch hat schon immer gedacht, dass Laurin ein Junge ist, und seine Brille selten getragen. Wenn er eine Geschichte aus der Bibel

erzählt, erinnert er ihn an seinen Vater. Autorität hat Herr Mikesch weniger, deswegen redet er selten alleine. Melli ruft mitten rein, wer heute mit ihr Eis essen gehen will.
Nur Melli will im November Eis essen. Melli macht Sachen, die sonst niemand macht. Sie schneidet sich die Haare selbst, isst Pommes zum Frühstück. Dienstags und donnerstags eine koreanische Kampfsportart, freitags Ballett. Später will sie mal Bombenentschärferin werden. Pazifistin ist sie auch. Und im November Eis. Niemand geht mit, außer Laurin, obwohl er gar kein Eis mag.
Schule aus. Nur noch Laurin und Melli, die mit Rucksack über der Schulter noch etwas an die Tafel malt. Was es ist, kann man nicht erkennen. Laurin hängt noch zwischen Tischen, stützt sich auf. Halt bekommen, sei nicht so feige. Was soll schon passieren. Seine Handflächen hinterlassen einen Film aus Feuchtigkeit.
Hände in die Hose.

Melli?

Stimme zaghaft, räuspern,

Melli?

Laura? Hast du's, was trödelst du so.

Wir kommen noch zu spät.

Zum Eisessen?

Ja?

Nee, nee, jetzt ist nicht passend, später, mit Eis in der Hand redet es sich leichter, bestimmt.

Sie schlendern das Backsteinpflaster entlang, kicken Kiesel hin und her, Laurin immer noch mit vergrabenen Händen. Sie reden nicht, versinken im hüpfenden Kieselstein.
Er Schoko, sie Schlumpf. Am Isarufer trödeln sie entlang, werfen mit der freien Hand Steine ins Wasser, wer weiter werfen kann.

Melli, ich mag dich.

Er sagt ihr, ich mag dich. Melli, ich mag dich. Sagt er und fixiert Grashalme am Boden, an denen Tautropfen kleben.
Ihr warmes Lächeln kommt ins Straucheln, holpert, rutscht aus, fängt sich wieder, nun ist es ein anderes Lächeln. Mütterlich, Laurin kommt sich blöd vor.
Ich mag dich auch. Sagt sie, aber sie sagt es anders. Ich mag dich echt gerne, so.

Ich bin einfach nicht lesbisch.

Ihr Gesicht Fassade, überdeckt ein Unbehagen, bricht ihre gewohnte Lässigkeit.

Ich weiß. Ich doch auch nicht.

Noch immer der Grashalm mit dem Tautropfen. Er muss wohl den ganzen Tag im Schatten gewesen sein, sonst wäre da um diese Uhrzeit kein Tau mehr.

Es ist doch nicht schlimm, lesbisch zu sein. Das ist doch ganz normal.

Mit einem Schulterzucken strengt sie sich an, ihre Lässigkeit wiederzuerlangen. Es möchte nicht gelingen.

Ja, schon. Das schon. Aber ich bin das nicht. Bin genauso hetero wie Du. Ich bin ein Junge. Wie Marco und Mauro und Jasper. Und wie George Clooney und Ford Harrisson und Richard Nixon.

Ihn irritiert seine eigene Männerauswahl.

Vielleicht siehst du mich nicht so, mag sein, okay. Und ja, ich steh auf dich, wie halt Kerle auf Mädchen stehen. Und es ist okay, wenn Du nicht auf mich stehst, so ist das halt. Aber nenn mich Laurin, oder schau ich aus wie ein Weib?

Nur weil Du dich jetzt wie ein Kerl fühlst, musst Du nicht reden wie ein Arschloch.

Oh, das tut mir leid. Das will ich nicht. Ist nur alles viel. Zurzeit.

Das versteh ich doch. Lass uns doch am Wochenende mal was machen, so als Freunde.

Das Schokoladeneis hat sich ein Rinnsal gebahnt, er hat es nicht gemerkt. Er schaut sie an, bedächtig, lang, tief. Und dann schüttelt er den Kopf. Lässt seinen Blick über das Isarufer schweifen und wirft sein Eis ins Gras.

Später Dezember, nach der Schule, es ist halb fünf. Eine leichte Decke Schnee hat sich auf Wiesen und Dächer gelegt, der Asphalt ist noch zu warm. Es wird schon dunkel. Schritte hinter ihm. Immer näher. Stimmen grölen. Ein Nebel von Alkohol umhüllt ihn. Er schaut auf den Boden, geht schneller. Jemand packt den Kragen seiner Jacke. Stimmen hageln auf ihn ein, er

will sie nicht hören, sie verfließen zu einem Gesang von Grausamkeit. Ein Stoß schubst ihn gegen eine breite Brust. Er erkennt Mauro. Wehrt sich aus dem Griff. Ein Schlag. Er taumelt. Fällt. Lachen. Rennende Schritte. Stille.

Junger Mann, geht es Ihnen gut?

Seine Nase blutet. Er schaut hoch, lächelt.

Maximilian Christis

Arc de Triomphe

Vorausgehende Bemerkung:
Beim Betreten des Raumes merkte M. Bertrand an, dass »die Musik hier vorwiegend aus Stille« bestehe. Darin unterscheide sich das Zimmer von dem Apartment, in dem er die letzten Monate zugebracht habe. Der Patient folgerte daraus, dass der Gesprächsraum »außer einem betont lichten Ambiente keine bemerkenswerten Eigenschaften« aufweise. Diesen Umstand bezeichnete er als »willkommene, wenn auch seelenlose Abwechslung«.

Wiedergabe des Gesprächs (im Wortlaut, Anmerkungen in kursiver Schrift):
»Guten Morgen, Monsieur Bertrand. Wie geht es Ihnen heute?«
»Guten Morgen.« *Nachdem M. Bertrand sich gesetzt hat, beginnt sich sein Kopf zu bewegen, als erreichten ihn aus den verschiedensten Richtungen Geräusche. Vergleichbares Verhalten zeigte er in der ersten Sitzung.* »Das Frühstück war gut. Ich mag es, wieder zu festen Zeiten zu essen.«
»Ich darf daraus schließen, dass Sie für den weiteren Vormittag hinreichend gestärkt sind.«
»Na, erschöpfender als das Aufstehen wird er wohl kaum werden.«
»In unserem Anamnesegespräch haben Sie uns bereits darüber zu erhellen begonnen, wie es zu Ihrer Aktion am Arc de Triomphe gekommen ist. Im Folgenden werden wir an einige

Punkte anknüpfen, die sich in diesem Gespräch ergeben haben und Relevanz für die Erarbeitung eines Behandlungsansatzes tragen. Lassen Sie mich mit der Frage beginnen, was Sie persönlich sich vom heutigen Gespräch erhoffen?«

Hier beginnt der Patient sich in einem zaghaften, möglicherweise tröstenden Gestus über die eigene Schulter zu streichen. »Ich würde gern Musik mit Ihnen hören. Ich will wenigstens versuchen, Ihnen das alles verständlich zu machen.«

»Eine vorzügliche Idee – Ich hatte mir bereits vorgenommen, Sie das zu fragen. Wenn Sie also wünschen, können wir uns dem gleich im Anschluss an meine Fragen widmen. Zunächst will ich Sie bitten, sich gedanklich wieder in die Situation am Arc de Triomphe zu begeben, und dann näher zu ergründen, was Sie sich vom Gebrauch Ihrer Waffe erhofften.«

M. Bertrand hört auf, sich über die Schulter zu streichen; er lehnt sich zurück und sieht mit einem nachdenklichen Ausdruck zur Decke. »Ich glaube, das kam meiner Vorstellung am nächsten. Das war ein Versuch, meiner Vorsehung in ihrer überwältigenden Lautstärke gerecht zu werden. Ein lächerlicher Versuch, wie ich im Nachhinein gestehen muss.«

»Schließen Sie aus, dass Sie mit der Waffe andere Menschen oder sich selbst verletzen wollten?«

»Das wäre ja noch lächerlicher gewesen.«

»Vielen Dank. Meine nächste Frage gilt den Umständen Ihrer Erblindung. Ihre Krankenakte spricht von einem bakteriellen Infekt, der nach einer Zahn-Operation unerwartet auf Ihre Orbitae übergegangen sei und schließlich Ihre Sehnerven angegriffen habe. Ich schließe

daraus, die Erblindung muss für Sie äußerst unerwartet eingetreten sein. Wie änderte sich Ihre Lebenslage?«

Der Patient benötigt vier Versuche, bis er eine kohärente Erzählung von sich geben kann. »Ich zog mich zurück. Die Schüler am Konservatorium kannten mich kaum, das fiel nicht auf. Wenn man mich wegen verpasstem Einzelunterricht anrief, brauchte ich nicht abzuheben. Irgendwann habe ich mich dann über den Computer exmatrikuliert. Als ich aus dem System raus war, hat mich auch niemand mehr angerufen. Ich wollte nicht, dass die meinen Eltern irgendwas sagen. Ich hoffte, dass ich irgendwann wieder sehen könnte und so weitermachen, als sei nichts gewesen. Das hätte auch funktioniert, meine Eltern denken höchstens an mich, wenn sie die Überweisungen auf ihren Kontoauszügen sehen. Ein bisschen leidgetan hat mir das schon. Aber auch im Krankenhaus habe ich das Personal gebeten, bloß niemanden anzurufen. Als ich wieder in meinem Apartment war, ging es mir eigentlich gut. Ich kannte ja jeden Winkel meiner Wohnung und wusste alles Lebensnotwendige zu finden. Außerdem hatte ich meine Platten. Das Einkaufen wurde schwieriger, aber noch lange nicht belastend. Ein anonymer Blinder ist für die Leute ja auch nur ein Anonymer. Man hat mir sogar geholfen, alles zu finden. Wenn ich nicht einkaufte, war ich in meiner Wohnung und habe Musik gehört.«

»Würden Sie sagen, dass sich Ihre musikalische Wahrnehmung unter diesen Umständen geändert hat?«

»Nein, höchstens intensiviert. Es geht um Bewegung. Ich erwarte nicht, dass Sie das verstehen, aber Musik ist ein sich bewegender Körper. Schauen Sie sich Menschen beim Musizieren an – ein wogendes Orchester etwa. Das sind Gesten, die auf eine größere Wahrheit, ich will sagen, auf die einzige Wahrheit, die sich in unserem Wirrwarr von Sinneseindrücken fassen lässt. In meinem dunklen Zimmer treten diese Gesten umso stärker zutage. Ein Klangfluss, der den ganzen Raum erfüllt und umspannt.« *M. Bertrand wirkt agitiert, er untermalt seine Worte mit ausschweifenden Handbewegungen.* »Lassen Sie uns bitte ein Stück hören, dann sage ich Ihnen, was ich darin sehe.«

»Nun, sehr gerne. Welches Stück würden Sie denn – «

»Frédéric Chopin, die Quatrième Ballade.«

»Das Stück vom Arc de Triomphe? Ich werde es Ihnen einspielen lassen.«

Die Ballade wird über das Klangsystem des Raumes eingespielt. Der Patient folgt der Musik unerwartet ruhig, ein Beben in seiner Unterlippe ist die einzige wahrnehmbare Bewegung. An einigen Stellen atmet er scharf ein. Im Nachhall der letzten Akkorde beginnt er mit der folgenden Ausführung.

»Das ist der Moment, in dem andere Stücke enden und mich mit den Nachahnungen ihrer Gesten zurücklassen, aber dieses hier ist so eng verbunden mit allem um mich herum, dass ich immer noch höre. Ich höre das Knistern, das die Leerrille meiner Platte abspielt, ich höre meinen Körper beim Aufstehen *(Anm.: Der Patient steht nicht auf)* und meine Füße, wie sie über den Teppichboden rascheln. Der Raum ist derselbe geblieben, viel zu klein für die

Bewegung, die ihn überfüllt. Ich folge dem Knistern die sechs Schritte bis zum Plattenspieler, taste nach dem Tonarm und hebe ihn vom Vinyl. Ich fahre jetzt oft mit meiner Fingerkuppe unter seiner Nadel vorbei. Aus meinen Papillarleisten weiß der Abnehmer nur wirres Knacken und Rauschen zu lesen, kratzt nur an der Oberfläche meiner Gedanken. Ich lege den Tonarm ab und höre die nächste Stille einkehren, leise Stadtgeräusche, die von allen Seiten ins Dunkel des Zimmers eindringen. Der Verkehr des Autobahnrings – ein Klangteppich aus Grollen und den Glissandi vorbeirauschender Hupen. Dunkelheit zieht in kühlen Schwaden durch meine Augen hin und her. Nur im Endlosen könnte sie zur Ruhe kommen, nicht zwischen diesen Wänden. Unwillkürlich richte ich mich auf. Sieben Schritte führen mich zu meiner Jacke. Ich lasse meine Fingernägel über den Stoff kratzen, bis zum Reißverschluss. Zahn um Zahn löst er sich aus seiner Selbstumklammerung, die Jacke fällt auseinander und landet auf meinen Arm.

Der Weg durch den Flur ist ein Anschwellen aller Geräusche, das mich in mein leises Zimmer zurückdrücken will. Doch sobald ich die Haustür aufreiße, verfließt der Druck in die Straßen. Ein kühler Wind fegt hinein und treibt Nieselregen in mein Gesicht. In diesen Straßen ist viel Raum für Bewegung. Ich gehe zwischen Klängen, die sich um mich drängen, ohne mir ihre Gesichter zu offenbaren. Die Laute folgen mir die Avenue entlang, ein Crescendo hin zu deren ohrenbetäubendem Mittelpunkt. Ich bewege mich lautlos durch diese unübertrefflich komplexe Kakophonie, frage mich, wie so viele Menschen ihre Stadt ertragen und gleichzeitig die Neue Musik verabscheuen können. Ich selbst höre das alles, ohne zu werten.

Im Siegestaumel errichtet, ist der Klotz im Zentrum der Avenuen selbst ein Sieg über jeden, der sich ihm nähert. Ergebung ist verlockend gegenüber einem, der so offensichtlich der Zeit trotzt und sich damit, seine Erbauer wie Verehrer im Schlepptau, über sie erhebt. Solange man den bröckelnden Kalkstein nachputzt, steht die Illusion der selbst geschaffenen Ewigkeit und lässt sich stolz besichtigen. Dazu reichen zwanzig Schritte über die umkreisende Straße. Zu meiner Linken heulen Scheibenbremsen auf. Ich nicke freundlich in ihre Richtung. Schon klackert mein Bein gegen die Absperrkette auf der anderen Straßenseite. Mit einem hohen Schritt befinde ich mich wieder auf erlaubtem Boden. Ich gehe vorwärts, bis die Geräusche gleichmäßig aus allen Richtungen auf mich einströmen, und befinde mich unter dem großen Rundbogen.

Hier herrschen Murmeln und das Schnappen von Auslösern. Wer unter dem Bogen vorbeischlendert, bleibt kurz stehen, schaut zur Decke, macht ein Foto, überfliegt die Tafeln mit Gefallenen und schlendert wieder zur Unterführung, den andächtigen Blick auf der Rundinsel zurücklassend. Das Schlendern folgt einem geregelten Takt; manche verschwinden zwischen den Zählzeiten durch eine Tür im Kalkstein, um vom höchsten Punkt des Klotzes aus auf die Stadt herabzuschauen. Niemand kommt auf die Idee, der Rundung des großen Bogens mit mehr als seinem Kamerasucher zu folgen. Dabei zwingt einen die scharf gemeißelte Kurve geradezu in ihren Verlauf hinein. Zunächst erfasst die Krümmung meine Hände, dann auch meine Füße. Ich spüre kaum, wie ich mich drehe. Der Bogen überwindet in seinem

kompromisslosen Aufwärtsdrang die Schwerkraft selbst und wird ihr neues Zentrum. Ich schreite aufmerksam seine Rundung entlang, die Namen eroberter Städte unter meinen Füßen. Die Welt dreht sich mit mir, von diesem kolossalen Hufeisenmagneten in eine neue Kreisbahn gezerrt. Und schon bin ich in seiner Mitte angekommen. Seltsamerweise herrscht an diesem tiefsten Punkt des Bogens, wo der geballte Triumph menschlichen Erlebens einhellig und einfältig aufjubeln sollte, absolute Stille. Der Wind, der trocken an mir vorüberzieht, wagt es nicht, sie anzutasten. Und hier *(Anm.: M. Bertrand gerät an dieser Stelle ins Stocken)* – hier kann ich die Augen öffnen.

Die ersten Lichtstrahlen entzünden meine Netzhaut. Mit tränenden Augen starre ich in die Helligkeit, die mein Gehirn mit Farbreizen überlädt. Die Netzhaut wird von scharfen Kanten durchstochen, die mich zusammenzucken lassen. In der weißen Glut liegt eine Ahnung von Musik. Ich horche auf – es ist die Ballade. Schnell wird die unbeschwerte Einfalt ihrer Anfangsklänge zur Eintönigkeit, sie scheint ihr Ziel zu vergessen und dreht sich unschlüssig auf der Stelle. Das Kreisen zieht sich in die Länge bis hin zum Stillstand. Nur ein einziger Ton weiß sich aus der Lähmung zu lösen, windet sich durch vollkommene Leere, nur um dann ungläubig in ein Mahlwerk aus zerreißenden Harmoniefolgen zu stürzen. Mein Blick klart auf. Vor mir hängt die Stadt und klammert sich an ihre Fundamente. Hitze quillt zwischen ihren Dächern hervor und tropft in fiebrigen Klängen abwärts, dem Nieselregen entgegen, der darin verdampft und den Asphalt aufweicht. Das Motiv der Ballade kehrt nach einer scheinbar

ausweglosen Stille zurück, stärker als zuvor. Jeder tröpfelnde neue Zwischenton, jeder grollende Akkord bricht Häuserblocks aus ihren Fundamenten, die nach einem Moment der ungläubigen Schwebe Fahrt aufnehmen, in ihrem Fall Kabel und Rohre aus den Straßen reißen. Der aufpeitschende Asphalt schleudert Fahrzeuge, Menschen und Trümmer durch die Luft. Dieser Wirbel aus Formen zerschlägt die Stadt und lässt sie zur Unkenntlichkeit entstellt aus dem Boden stürzen. Nur der Triumphbogen bleibt unverrückbar im Zentrum der Erde stehen. Schrilles Metall, und zerschmetternder Beton sind ganz still vor den Klängen der Ballade, die jetzt in einem wiegenden Rhythmus durch süffisantere Harmonien schlendert und sich vom Geschehen nicht beeindruckt zeigt. So unvermittelt, wie es entstanden ist, verliert sich das Chaos aus meinen Augen. Nur noch Papierfetzen hängen in der Luft, Zeitungsblätter und Dokumente, die mit der abwärts trillernden Melodie in die Tiefe sinken, bis zum letzten Blatt. Die Ballade findet sanft zu ihrem Anfang zurück. Nur der Triumphbogen hängt noch an der kahl gefegten Erde über mir – einem zerklüfteten Ödland. *(Anm: Den Patienten befällt ein leichtes Zittern).* Was kommt danach? Ich kann der Musik nicht mehr folgen, ein fremdes Tosen überwältigt sie und treibt sie in groteske Klangkaskaden, kreuz und quer durch alle Tonhöhen. *(Anm.: Das Zittern gewinnt an Stärke; es scheint hier ratsam, M. Bertrand aus seiner Vorstellung zu lösen).* Ich verliere den Halt. Die Umgebung brennt mir in den Augen, ein unerträglich helles Krachen aus allen Himmelsrichtungen, das sich beim besten Willen nicht, ich habe mein Möglichstes – «

»Übernehmen Sie sich nicht. Kommen Sie wieder zu sich, finden Sie zurück in dieses Zimmer, in die Stille, die um Sie herum herrscht. Können Sie mich hören?« *M. Bertrand öffnet seine Augen, die er bis zu diesem Punkt geschlossen hielt. Er bewegt den Kopf, als könnte er sich im Zimmer umsehen. Es stellt sich in seinem Gesicht ein Ausdruck bitterer Enttäuschung ein. In seinen Augen sammeln sich Tränen.*

»Ich habe versucht, dieses Stück zu begreifen, wirklich. Ich bin mehrmals dort gewesen, habe mir den Bogen angesehen und sogar versucht, an seiner Innenseite hochzulaufen. Je näher ich der Wahrheit dieses Stücks komme, umso mehr entferne ich mich von allem anderen.«

»Würden Sie auch Ihre Schüsse auf den Arc de Triomphe als die Folge einer solche Entfremdung bewerten?«

»Ich weiß, dass das lächerlich war. Aber wo ich schon dort war mit der Pistole, musste ich ja irgendwohin schießen. Ich dachte wohl, der Lärm würde dem, was ich gesehen habe, nahekommen. Im Nachhinein weiß ich, dass mich das nicht weitergebracht hat. Ich werde warten müssen.«

»Warten worauf?«

Der Patient wirkt sichtlich bemüht, zu antworten, scheint aber keine Worte zu finden.

»Überanstrengen Sie sich nicht, wir werden noch genügend Gelegenheit haben, das näher zu ergründen. Unsere Sitzung neigt sich langsam ihrem Ende zu. Ich danke Ihnen für Ihre Ausführungen und hoffe, Sie morgen wohlbehalten wiederzusehen.«

Nachträgliche Bemerkung:

Das Personal findet M. Bertrand im Laufe des Tages wiederholt teilnahmslos und versunken vor, noch über seine übliche Wortkargheit hinaus. Zeichen fortschreitender Entfremdung?

Rabea Conrad

Walburgas Landgang

Viktor, ein junger Arzt aus Ingolstadt, der früher viel seziert hatte, nun aber in die Forschung gegangen war, um sich – nach seinem Verständnis – in den Dienst der Menschheit zu stellen, hatte sich Urlaub von seinen fragwürdigen Experimenten genommen, um den Frühling am Meer, genauer: an der Nordsee zu verbringen. Es zog ihn zum ersten Mal gen Norden, eine starke Faszination hatte sich im Laufe des neuen Projekts seiner bemächtigt, die sich schnell zu der bedeutungsvollen Vorahnung ausgewachsen hatte, dass diese Himmelsrichtung mit seinem Erfolg zu tun haben würde. Er fuhr also, von diesem – man würde wohl sagen: etwas unzeitgemäßen – magischen Denken getrieben, bereits Ende April mit dem Zug durch Süddeutschland dem Norden zu, musste hierbei mehrmals umsteigen, und zu seinem Ärger wuchs, obwohl die Abfahrt von seinem Heimatbahnhof auf die Minute pünktlich erfolgt war, eine ordentliche Verspätung heran, mit jedem Umstieg kamen jeweils zehn oder zwanzig Minuten hinzu, beim letzten Mal sogar beinahe eine ganze Stunde, und so erreichte er seine Anschlüsse nur, weil diese ihrerseits verspätet waren. Dazu kam – wohl bedingt durch diese Ärgerlichkeit, Kränkung seiner zivilisatorischen Würde – dass er festzustellen meinte, die Bahnhöfe würden immer hässlicher, ja, sie wirkten geradezu heruntergekommen, je näher er an die Küste heranfuhr. Auch kam ihm das Bordpersonal unfreundlicher und der Menschenschlag generell rauer vor, sogar der Klang seiner Muttersprache wurde ihm so fremd, dass er meinte,

eine gänzlich andere, exotische Zunge zu vernehmen. Endlich dem letzten Zug entstiegen, stand er wie neben sich, frustriert und müde von der langen Fahrt hatte er vergessen, was ihn eigentlich so unwiderstehlich hierhergelockt hatte. Er bestieg ein Taxi, verpasste aber die letzte Fähre.

So kam es also, dass er nun etwas unschlüssig am Strand der Nordsee herumstand, genau da, wo ihn der Fahrer abgesetzt hatte, am Steg der Fähre. Die Insel, auf der seine Pension gebucht war, soll so klein sein, dass man sie von einem Hügel aus überblicken konnte, ein ovaler Streifen nur zwischen Möwen und Meer, und obwohl nicht weit draußen auf dem Wasser gelegen, hätte man sie wohl nur an sehr klaren Tagen, keineswegs nachts, vom Festland aus sehen können. Er starrte also in die leere Nacht. Das Meer rauschte ohrenbetäubend, ein kalter Wind wehte von der See her, er fröstelte, das Taxi war natürlich schon weg. Das einzige, was ein bisschen nach Zufluchtsort aussah – vor allem, wenn er nicht über die Dünen klettern wollte, um dann doch nur in einem Fischerdorf zu landen – war ein Leuchtturm, der in wenigen Kilometern Entfernung ein kleines Kap besetzte.

Er ging eine Stunde bis er endlich am Fuß des schwarz über ihm emporragenden Turms angekommen war. Bevor er seine Zweifel, ob überhaupt jemand sein Klopfen hören würde, überwinden konnte, öffnete sich die schwergusseiserne Tür so selbstverständlich, als hätte man auf ihn gewartet. Der Leuchtturmwärter war ein wortkarger, körperlich äußerst klein geratener

Mann mit wettergegerbtem Gesicht, Vollbart, Wollmütze und dunklen, trüben Augen, die, von den Wellen geschliffen, der Brandung schon lange nicht mehr standhielten. Sein Blick blieb an nichts mehr haften, er ging durch Viktor einfach hindurch, als würde er auf seinen Grund schauen wollen, was diesen sehr unangenehm berührte. Einer kurzangebundenen Geste des Männleins folgend, trat er über die Schwelle in die beklemmende Enge dieser Architektur. Im Bauch des Turmes roch es nach Petroleum, Fisch und nassen Tauen. Viktor fühlte sich biblisch, wie von einem Seeungeheuer verschlungen, er schauderte und tat diese Empfindung im gleichen Moment als lächerlich ab, diese abergläubische Erziehung. Beim Treppensteigen versuchte er, sich mit jedem Schritt den Bildern zu entziehen, die aus der See zu ihm aufstiegen. Aber auch in der Wohnung des Wärters war alles eng und klamm, die Wände schienen feucht und durch die kleinen bulläugigen Fenster fiel zuckendes Licht in den nur spärlich beleuchteten Raum. Sein wachsendes Unbehagen bewog Viktor zum Plaudern: dass es zu gewittern beginne, habe er gar nicht bemerkt dort unten am Strand, besprach er den Zwergigen, und wie weit oben man hier sei, man habe das Gefühl, der Wind bewege den Turm, er ganz konkret bilde sich ein zu schwanken. Ob er wohl seekrank werden würde, begann er zu spaßen, ohne das Schiff überhaupt betreten zu haben? »So isses nunma zu dieser Zeit im Jahr«, erwiderte der Wärter schlicht. Um die unbehagliche Stille zu durchbrechen, die sich nach dieser knappen Antwort zwischen ihnen auszubreiten begann, kam Viktor wieder auf das Unwetter zu sprechen, es scheine ihm beinahe so, als käme das Wetterleuchten direkt von der Insel, auf die er habe fahren wollen. Der Blick des Wärters klärte sich plötzlich und er sah

Viktor zum ersten Mal direkt und fest an. Dann begann er zunächst stockend, als müsste er jedes Wort einzeln finden, eine dieser alten Legenden zu erzählen. Es war eine Geschichte über grimmige Seeleute, die im Jahre siebenhundertfünfunddreißig eine junge Nonne namens Walburga hatten an Bord nehmen müssen. Bald jedoch war sein Sprechen rhythmisch geworden und leicht flossen die Worte aus seinem Mund, er sang beinahe, wie die Seemänner aus Aberglauben die Jungfrau als vermeintliche Hexe bei aufziehendem Unwetter über Bord warfen, sie der eifersüchtigen See opferten, es aber nichts half. Der Sturm sei nur umso schlimmer über sie gekommen und erst nachdem sie Walburga wieder aus dem Wasser gezogen hatten, habe sich unter ihrem Murmeln der Wind gelegt und die See wurde ruhig. Der Redefluss des Wärters war an dieser Stelle schon ganz breit und gemächlich geworden und näherte sich seiner Mündung: »Walburga aber ist an Land gegang und hat den Heiden im finstern Deutschland den wahrn Glauben gebracht. Und da, wo die Seeleute sie ins Meer geworfn hattn, gebar die See eine Insel. Man sagt, dass einma im Jahr, wenns Frühling wird, Walburga auf die Insel zurückkehrt und nen Sturm schickt. Dann rafft sie die Röcke und lässt die Winde frei, die sie drunter gefangn hält. An sonen Tagen, solchn wie heute«, schloss er, seine Stimme wie eine alte Märchenerzählerin bedeutungsschwanger erhebend, »kann man nich weiter als bis zu diesm Kap. Mein Leuchtturm steht dann am Rand der Welt, weiter kannste nich, ohne seekrank zu werdn und den Wahnsinn zu kriegn.« Sein Mund hatte sich zu einem spöttischen Grinsen verzogen. »Passnse auf, wennse sich schon aufm Festland unwohl fühln…« In Schweigen zurückverfallend, wies er seinem Gast ein paar fischige Decken und

einen klammen Schlafplatz zwischen Fässern und ausgebrannten Lampen zu, um sich daraufhin in die Turmspitze zurückzuziehen, wo er das Leuchtfeuer bewachen musste.

Viktor träumte in dieser Nacht furchtbare Träume, ein Sturm spült ihn von Bord, ein riesiger Fisch, eine Seeschlange verschlingt ihn, in ihrem Körper ist es eng und feucht, furchtbare Angst lässt ihn steif werden, er kann nur schwer atmen, er keucht, halluziniert, er hört Stimmen und hofft tief, dass es nicht Gott wäre, aber es ist nur das Singen der Walburga, deren wogendes Haar die Wellen sind und ihr Gesicht ist das der Seeschlange – plötzlich ist er wieder ausgespien, entbunden, er liegt nackt auf einem kalten, weißen Boden, grelles Licht blendet, Schwindel befällt ihn, er will zurück in diesen Leib kriechen, der ihn verstoßen hat, wo ist er denn nun und wo ist das Meer? Aber da sind nur Leichen unter grünen Decken, seine Leichen und sein Skalpell und da ist sein unvollendetes Werk, er will es zu Ende bringen, doch er weiß nicht wie, er steht vor seinem Geschöpf, das leblos auf dem Seziertisch wartet, aber er kann nicht, diese Schreie, die aus dem Kreißsaal herüberdringen, lähmen seine Hand, wie das Singen der Sirenen …

Morgens dann stand er wieder am Strand, der Leuchtturm hatte ihn freigegeben, und fest entschlossen, sich von keinem Spuk beeindrucken zu lassen, kühn also, wartete er auf die Fähre, die ihn übersetzen sollte auf die Insel. Endlich nüchtern geworden, fühlte er sich schwach und etwas fiebrig, das Klima und die Müdigkeit, die lange Reise haben mir zugesetzt,

dachte er, die unsinnige Nacht erinnernd. Von Ferne näherte sich ein Boot über die See, eine Art Kutter, und blinzelnd erkannte er eine Gruppe junger Frauen an Deck, sie wirkten ausgelassen, fröhlich, als hätten sie die Nacht hindurch gefeiert. Der Himmel war am Morgen aufgerissen, die kleinen heranrollenden Wellen glitzerten verlockend und durch die Gischt näherte sich die Fähre dem Steg, begleitet von kreischenden Möwen, legte an. Unglaublich, was diese Vögel für einen Lärm machten. Passagiere entstiegen dem Boot, zuletzt war nur noch der Schwarm junger Frauen an Deck und keine von ihnen machte Anstalten, über den Steg, auf dem er noch immer wurzelte, an Land zu gehen. Stattdessen stoben sie auseinander und bewegten sich leichtfüßig hierhin und dorthin, ihr Treiben war geschäftig, und was auf den ersten Blick konfus wirkte, ordnete sich bei längerem Zusehen zu einer flüssigen Choreografie. Erst nach einigen Minuten versunkenen Zusehens erkannte Viktor, was sie taten: Gemeinsam behoben sie die Sturmschäden der Nacht, um den Kutter wieder ausfahrfertig zu machen. Nachdem er das begriffen hatte, nahm auch jede einzelne eine festere Gestalt an: Eine Braunhaarige mit hellen Augen und starken Armen wickelte Taue auf, eine Andere, Größere mit aschblonden Locken flickte konzentriert und mit schnellen präzisen Stichen eine Plane, vier von ihnen schrubbten gemeinsam das Deck, ihre Bewegungen waren gut abgestimmt, sie hatten jede die Haare zusammengesteckt und die Ärmel ihrer bunten Pullover pragmatisch hochgeschoben. Hinten machten sie sich zu zweit an dem Motor zu schaffen, ihre weiten Röcke waren geschickt nach oben gebunden, wie Viktor bewundernd feststellte, sodass sie ihnen nicht im Weg waren. Der Rest ersetzte mit geschickten Handgriffen die beschädigten

Planken und Latten der Steuerkabine, dabei riefen sie sich mit lauten, hohen, aber gleichwohl dunkel klingenden Stimmen kurze Anweisungen zu. Von dieser Geschäftigkeit seltsam fasziniert und angezogen, näherte sich Viktor wie in Trance dem Boot und blieb lange unbemerkt von den arbeitenden Frauen, bis eine, die an der Reling ihren Eimer leeren wollte, erschrocken zu rufen begann –

Doch Viktor schien sie nicht zu hören, und während sich das schrille Möwengekreisch mit dem aufkommenden Wind unheimlich mischte, sah er nur, wie sich ihre Münder öffnen. Plötzlich sind ihre Gesichter ganz nah, sie alle stehen an der Reling und blicken ihn fest an. Abrupt bleibt er stehen, weicht zurück. Zwischen wollüstigen Lippen sprudelt es hervor, aber der Lärm, er versteht sie kaum, verspürt auch einen starken Unwillen, diesen sprechenden Weibern zuzuhören, die ihre Röcke heben und ihre dunklen Blütenvulven dem Meer entgegenstrecken und dabei ihre Stimmen erheben: Leicht wie Schüttelreime fallen die Worte aus ihren Mündern, als wären sie in ihren Leibern schon lange gereift, sodass sie wohlgeformt und zu Ende gedacht als etwas Neues und Unbekanntes vor ihm liegen bleiben. Diese Mühelosigkeit irritiert und provoziert ihn; er meint, so eine Wortentbindung müsse unter Schmerzen geschehen, solche Wortgewalt müsse außerdem gebändigt, unter Anstrengungen geformt werden, jedenfalls durfte sie nicht so leichtfertig und natürlich hervorgebracht werden, wie Zauberei, als seien sie alle Meerhexen, deren Sprechen ein dichtes Netz aus magischen Sprüchen bildet, in dem er sich verfangen könne, listige, geschickte Wortweberinnen

umgarnen, umspannen, umschließen ihn – plötzlich hat er wieder das Gefühl, von etwas verschlungen worden zu sein, dieses Meerungeheuer – nun wird es ihm klar – hat nicht nur seine Angst geweckt, als ihre Worte ihn umschlingen, fühlt er die Versuchung sehr schmerzhaft, körperlich, das Meer versucht ihn, steht dort nicht Walburga, hebt sie nicht ihren Rock?

Der junge Mann, der ins Meer gefallen war, wurde von der Besatzung der Walburga gemeinsam aus dem Wasser gezogen und lag nun an Deck des kleinen Kutters, die Frauen beugten sich über seinen nassen Körper, während er strampelnd und hustend wieder zu Bewusstsein kam und nachdem sie von ihrem verstörten, stotternden Fang nicht in Erfahrung bringen konnten, warum er hier sei und wohin er wolle, boten sie ihm an, ihn mit auf ihre Insel zu nehmen. Doch Viktor ergriff bei diesem Gedanken ein rasende Angst, sein Projekt in Ingolstadt kam ihm in den Sinn, daran wollte er sich klammern, diese Schöpfung, die er zu vollbringen im Begriff war, das wollte er dieser außer Kontrolle geratenen Reise entgegensetzen, durch seine Arbeit die Erinnerung daran möglichst auslöschen. Er ließ sich an Land bringen, wo er erschöpft seinen Kopf im Sand barg und zitternd am Rande des Meeres liegen blieb. Als er endlich die Kraft fand, wieder aufzublicken, hatte die Walburga bereits abgelegt und entfernte sich von ihm, sie fuhr hinaus aufs Meer, der Insel entgegen, die er hatte besuchen wollen. Er blickte ihr nach und eine Ahnung dränge sich ihm auf, dass seine heroische Tat zum Scheitern verurteilt wäre, dass es ihm nicht gelingen sollte, dass er verflucht

sei. Mit einem Mal wurde es ihm klar, er sah die Frauen an der Reling stehen und er konnte seinen Blick nicht abwenden von ihrem vom Wind aufgepeitschten Haar, ihren weit geöffneten Mündern: Sirenen der Nordsee. Sie hoben die Röcke und lachten.

Anne Drews

Ich kann dich auch sehen, wenn du unsichtbar bis

Die Fliesen sind blau, die Duschwanne weiß. Ich schaue nach unten, kann meine Füße sehen, meine Beine. Ich versuche meine Oberschenkel zusammenzupressen. An mich kommt niemand ran. Ich verschränke die Arme vor der Brust, umklammere meine Schultern, beuge mich nach vorne, sodass meine nassen Haare vor mein Gesicht fallen. Wie ein Vorhang beschützen sie mich. Ich will nicht, dass die Farbe runter geht. Ich bin ein Indianer.

Die Capri Sonne schmeckt viel zu süß. Evie zeigt mir einen Vogel und ruft: Wir sind frei und können alles sein und tanzen und singen und alles zugleich. Aber ich kann das nicht, meine Hände zittern so. Ich kann die Capri Sonne kaum noch festhalten, überall sind jetzt gelbe Flecken auf meinem weißen Shirt. Als ich neulich im Supermarkt war, haben meine Hände auch gezittert. Mir fällt es so schwer zu klauen. Evie sagt: Wir haben das Recht, uns das zu nehmen, was wir brauchen.
Ich brauche Liebe.
Und keine Liebe von dir. Du nimmst sie mir nur weg. Wenn du mit der Hand in meine Haare greifst, fängt meine Kopfhaut an zu bluten. Erst hast du gestreichelt und dann gezogen, solange, bis ich dir in den Rohbau gefolgt bin. Hier sind Plastikplanen und Holzbretter, die über mir hängen und im Wind flattern, gegeneinanderschlagen und ein gleichmäßiges Klopfen

erzeugen. Ich liege auf dem Boden unter dem großen Dachfenster. Starre in den Himmel, die Sonne, alles hell und blau. Wolken formen dein Gesicht, schweben gierig über meinem Körper, ziehen viel zu langsam vorbei. Ich schließe die Augen, will mich wegträumen. Nicht hier sein, nicht ich sein. Ich wünsche mir, dass Evie mich jetzt drückt. Sie ist so stark, sie kann alles mit mir aushalten.

Ich bin ein Indianer. Ich kann mich gut verstecken und leise sein, wenn mich jemand findet. Ich kann gut die Augen schließen und träumen. Ich kann gut malen: Häuser mit blauem Himmel und weißen Wolken und dann ein großes Feuer: rot, orange, gelb, schon fast schwarz und alles wird zerstört. Mein Haus brennt.

Der Himmel ist grau, als ich meine Augen wieder öffne, keine Wolken mehr. Ein merkwürdiger Geschmack liegt in meinem Mund. Ich spüre deine Zunge wieder zwischen meinen Lippen, mir wird schlecht. Ich versuche zu würgen, nehme einen Schluck Capri Sonne, spucke aus. Meine Hände zittern schon wieder. Ich brauche Schutz. Langsam schaue ich mich um und entdecke die Plastikplane, die immer noch dem Wind gehört. Ich ziehe sie vorsichtig zu mir herüber und krieche darunter, wie ein Umhang umhüllt das Plastik meinen Körper.
Dann höre ich plötzlich Schritte im Treppenhaus. Du kommst wieder. Dein Schnaufen. Es fällt dir unheimlich schwer deine grätenartigen Beine und Arme zu bewegen. Alles wird immer

lauter. Mein Kopf wird taub, ich starre durch die Plastikplane zur Tür, versuche mich ganz klein zu machen. Du kannst mich nicht sehen. Langsam dreht sich der Schlüssel im Schloss. Hei…, du steckst den Kopf zur Tür herein.
Ich bin so schockiert über immer wieder dasselbe Lächeln, das du mir zuwirfst. Wie als wäre alles normal. Mit deiner knochigen Hand wischst du dir über dein Gesicht, durch die Haare, der Schweiß läuft wie ein reißender Fluss über deine Ohren, den Hals hinunter und lässt dunkle Flecken auf deinem Hemd zurück. Ich krieche weiter unter die Plastikplane, umklammere meine Beine, versuche ganz still zu sein. Dein so prüfender Blick. Wie ist sie heute drauf, alles in Ordnung?

Evie sagt mir, ich soll stark bleiben. Evie, ich kann das nicht. Ich will weg.
Du bist ein Indianer.
Ich bin ein Indianer. Ich kann gut träumen.

Ein paar Schritte gehst du auf mich zu, blickst mich immer noch mit deinem sabbernden Welpenblick an. Ich kotze. Kotze die Capri Sonne auf die Plastikplane und beginne zu schreien.
Halt doch die Schnauze, deine klapprige Hand auf meinem Mund.
Wo ist meine Plastikplane? Ich kann kaum noch atmen, muss würgen, sodass ich fast an meiner eigenen Kotze ersticke. Du lässt mich ausspucken.

Lass mich los. Du lachst nur. Ich schlage und beiße um mich. Ich bin doch ein Indianer!

Rosa Schmetterlinge fliegen um mich herum. Die Luft ist blau, der Himmel lila. Warme Arme umschließen meinen Körper. Es sind Evies Arme. Ihr Kopf auf meiner Schulter, Wange an Wange stehen wir da und bewegen uns zusammen im Wind. Fliegen durch die Zeit, spüren nur uns und nicht die Welt. Leise summt sie unseren Lieblingssong.
So lieb hab ich sie.

Als ich erwache, ist es schon dunkel draußen. Durch das Dachfenster fällt das Licht einer Straßenlaterne und hüllt den Raum in gelblich glänzendes Licht. Es sieht fast aus wie eine Bühne. Die Plastikplane liegt zerknüllt in einer Ecke, ganz weit weg von mir. Der aggressive Geruch von Urin dringt in meine Nase, meine Leggins sind zerfetzt. Vorsichtig lege ich meine Hand auf mein Bein, fahre über den dunklen Stoff, er ist nass. Ich starre auf meine Hand: Ist das Blut oder Urin?
Langsam versuche ich mich aufzurichten. Es ist schwer. Ich spüre meinen Körper kaum noch. Ich glaube, ich will ihn auch gar nicht mehr spüren. Alles verschwimmt wieder, ich zittere so. Lasse mich wieder auf den Betonboden fallen, versuche erneut aufzustehen.
Alles ist gut. Evie flüstert in mein Ohr. Gar nichts ist gut, würde ich am liebsten schreien. Doch ich kann nicht, meine eingetrockneten Lippen zerreißen wie Papier.

Ich versuche, kurz inne zu halten. Ich will hier raus! Dann sind da plötzlich wieder Schritte. Ich muss hier raus! Die Schritte werden lauter, mit ihnen ein schwerer Atem, fast schon ein Keuchen. Er kommt wieder. Du bist ein Indianer, du kannst es schaffen. Evie lächelt mir zu. Ich möchte zurücklächeln, Wärme durchschießt meinen Körper. Ich schleiche zur Tür, lehne mich an die Wand daneben. Er ist jetzt ganz nah, der Schlüssel im Schloss. Die Türklinke wird heruntergedrückt, sein Geruch in der Luft. Mir wird schlecht, schwindelig und ich versuche mich an der Wand abzustützen. Ich muss es schaffen. Er betritt den Raum, seine wackeligen Schritte, den Blick nach vorne gerichtet. Er geht in Richtung Plastikplane, vielleicht denkt er, ich liege wieder darunter. Das ist meine Chance! So schnell ich kann, drücke ich mich weg von der Wand, schlüpfe durch die Tür und ziehe sie zu. Er fängt an zu schreien, ich drehe den Schlüssel im Schloss, renne die Treppen hinunter. Die Haustür ist zum Glück nur angelehnt, ich ziehe sie auf und bin im Freien. Von oben höre ich ein Poltern und laufe weiter. Ich bin frei, Evie!

Die Neubausiedlung ist groß und verlassen. Ob es hier Geister gibt? Am liebsten wäre ich auch ein Geist, denn dann wäre ich unsichtbar und könnte fliegen. Einfach wegfliegen und nie mehr jemand könnte mich sehen. Nur noch Evie, dann sind wir beide Geister.
Laternen lassen ihr teilnahmsloses Licht auf den Asphalt fallen. Ich renne weiter, in der Ferne kann ich einen Wald erkennen. Ich will in den Wald. Ich bin ein Indianer.

Ein grüner Dschungel um mich herum. Nur Blumen und das Geschrei von Affen. Sie hüpfen auf meine Schultern, ziehen an meinen Haaren. Plötzlich höre ich ein Lachen ganz nah bei mir und drehe mich um. Evie steht vor mir. Sie lächelt wieder. Mein Herz explodiert. Ich bin so froh dich zu sehen.
Evie nimmt meine Hand. Immer wieder streifen grüne Lianen meine Schultern, ich rieche den Duft von Blumen und frischem Gras. Sonnenstrahlen fallen wie göttliche Funken durch die Baumkronen und lassen uns auf dem richtigen Pfad bleiben.

Ich komme an eine Landstraße. Sie ist kurvig und dunkel. Ich klammere mich an einen Pfeiler, gehe in die Hocke. Falls ein Auto kommt, wird mich der Fahrer vielleicht sehen. Was, wenn er kommt? Ich zerreibe ein wenig Erde vom Boden zwischen meinen Händen und streiche mir dann mit den Fingern über die Wangen. Ich bin ein Indianer. Plötzlich sehe ich gelbe Lichter, die die Bäume streifen. Ein Auto kommt die Straße hinaufgefahren. Ich muss es probieren, der Wagen biegt um die Ecke und ich stolpere auf die Fahrbahn. Das Licht der Autoscheinwerfer ist so unglaublich hell, ich halte mir die Arme vors Gesicht, es blendet so. Kann mich der Fahrer denn nicht sehen?

Es ruckelt immer wieder. Alles ist nur noch schwarz. Plötzlich ist mir so furchtbar schlecht. Ich spüre, wie mein Körper alles hochwürgt, versucht alles loszuwerden. Ich öffne meine Augen, wische mir mit meinem T-Shirt über den Mund. Meine Hand zittert. Ich bin in einem Auto,

der Motor bebt fast so wie ich. Aus dem Augenwinkel kann ich eine rundliche Frau erkennen, die hinter dem Steuer sitzt.

Hallo? Ich versuche mich aufzurichten.

Bleib ruhig liegen, wir sind gleich da.

Was? Wo denn? Ich schaue mich um, versuche die Autotür zu öffnen, doch sie gibt nicht nach.

Da ist die Kindersicherung drin.

Welche Kindersicherung? Ich schaue panisch nach vorne, unsere Blicke treffen sich im Rückspiegel. Sie lächelt. Und dann sehe ich mich. Mein Gesicht. Meine Augen.

Sie sind ganz dunkel, fast schwarz und starren mich an. Blut vermischt mit Dreck ist wie große, runde Farbkleckse auf meinem Gesicht verteilt. Früher habe ich es mit Fingerfarben angemalt, zwei Wochen musste ich dann so rumlaufen, weil die Farbe nicht mehr runter ging und ich mich geweigert habe, duschen zu gehen. Ich bin ein Indianer.

Wir kommen auf einen großen Parkplatz. Sachte rollt der Wagen in eine Parklücke, der Motor geht aus. Die Frau dreht sich zu mir um. Ich reiße die Tür auf und renne los.

Die Nacht ist so schwarz wie die Erinnerungen in meinem Kopf. Doch dann ist da eine Hand, die meine umschließt. Evie flüstert in mein Ohr.

Scheiße, wir sind am Leben.

Daniela Graf

Eat me, Elisa!

Meine Beine sind nasse Bahnen. Und die Klingen stumpf, dass ich blute. Ich zähle die Härchen an den großen Zehen, jeweils drei sind es, verschieden lang, sie werden von alleine abgerissen, sobald ich enge Schuhe trage. Ich wuschle durch meine Haare, vielleicht brechen ein paar Spitzen. Kleine Tropfen formen sich an meinem Rücken. Es kitzelt wie Elisas Fingerspitzen kitzeln, wenn wir zusammen am Schlachtensee liegen, und sie einen Grashalm auf meiner Haut tanzen lässt. Ich lackiere meine Nägel dunkelblau, Elisa findet das schön. Es ist der Anfang vom Sommer, und ich will Herbst. Ich habe keine Lust, Marius zu treffen, nur weil er in der Stadt ist. Keine Lust auf toys, auf Drama. Vielleicht mit Elisa abhängen. Ich werfe die Flasche auf den Boden, bade lieber in ihrer Farbe.

Elisa.

Neunzehn. Ich bin betrunken. Ich beobachte Elisa, wie sie mit ihrem sex-boy-toy flirtet und streitet. Erst küssen sie sich und essen sich auf, dann kracht es irgendwann, und sie kommt zu mir. Elisa rubbelt ihre Hände an meinem Bauch. Ich schwitze, obwohl es draußen kalt ist. Man kann meine Nippel durch mein Top sehen. Elisa zieht an meinem Ohr, du bist schön. Ich spüre ihren Atem an meiner Wange. Wir sehen uns an, dass mir schwindlig und schlecht wird. Aber Elisa wird gleich wieder rüber zu Ben gehen und sich ziemlich sicher heute noch von ihm ficken lassen. Komm doch mit, Elisa lacht mich an. Aber ich habe Angst, dass sie mich nicht

mehr schön findet, sobald sie mich nackt sieht. Du riechst nach Sommer, Elisas Mund ist so groß, ich kann fast ihre Zähne berühren. Das ist Kokosöl, damit es beim Rasieren nicht so weh tut. Meine Muschi hat ‘nen Busch, dann bleiben auch keine Stoppeln hängen, sagt sie. Ich würde gerne wissen, ob ihre Schamhaare sich genauso kringeln wie ihr Kopfhaar. Süß würde das aussehen.

Siebzehn. Ich bin neu und entscheide mich für die zweite Reihe. Die, in der man nicht auffällt, weil man weder vorne bei den Strebern, noch hinten bei den Coolen sitzt. Zweite Reihe ist neutrales Terrain, eine solide Position für den ersten Schultag, wenn man allein gegen viele ist. In der Pause bin ich lost. Die ersten zwei Stunden hat Ben neben mir gesessen, weil er zu spät gekommen ist. Ein paar Mal hat er mich sogar was gefragt. Ich habe immer zurück gefragt, aber er hat dann nicht mehr geantwortet. Und jetzt stehe ich hier auf dem Schulhof und suche nach Leuten aus meiner neuen Klasse. Weiter hinten steht Ben zu dritt mit Zigarette, und ich glaube, er guckt mich an. Endlich entdecke ich eine Gruppe Mädchen und stelle mich dazu. Ich bin nervös, ob sie mich sofort weg schicken. Dann sehe ich sie. Elisa tanzt ganz nah an mir mit Kopfhörern barfuß auf der Tartan-Bahn. Ich finde sie stark. Ihre Haare schwingen im Takt, sie hat Locken wie Sprungfedern.

Siebzehn. Wir sind jetzt ein Team. Ich bin nicht allein. In den Pausen drückt Elisa mir Pickel auf meinem Rücken aus. Sie hält mir den Eiter vor die Nase und wischt ihn an ihren oder

meinen Unterarmen ab. Noch nie hat jemand so was für mich gemacht. Die Haut ist noch nass, wir hatten vorher Sport. Auf einmal reißt Elisa an meinem Rock, und ich höre es lachen. Heute Hello-Kitty-Print auch das noch. Zeig mal, wie du aussiehst, sagt sie. Was soll das? Welche Frisur du hast, mach mal. Ich heule und weiß nicht, ob vor Scham oder Angst oder Wut. Ich ziehe den Rock hoch und flehe sie an. Also bist du ganz kahl, kleine Katze, das finden die Typen geil, mit denen du es treibst?

Siebzehn. Es gibt diesen Moment, als wir auf dem Schulhof sitzen, und Elisa zieht nicht an meinen Haaren, lacht mich nicht aus für meine Brille. Da holt sie Nagellack aus ihrem Rucksack und lässt mich entscheiden. Ich nehme silbern und sie blau, wie ein Fisch und das Meer. Wir pusten uns Glitzerstaub ins Gesicht, und Elisa hält mir ihren linken Kopfhörer hin, und wir hören Indierock und tanzen barfuß auf der Tartan-Bahn, bis es klingelt. Vergiss Mathe, lass an den See gehen.

Achtzehn. Mein erstes Mal tut weh. Letzte Woche hat Elisa aufgezählt, mit wie vielen sie schon Sex hatte. Sie hat jetzt eine Liste veröffentlicht. Auf meiner Liste steht kein Name. Elisa hat dann gesagt, dass ich endlich mit dem Leben anfangen soll. Wir feiern meinen Geburtstag, Elisa hat Marius mitgebracht. Sie schenkt ihn mir. Elisa hat Tequila und Zitronen dabei. Marius schneidet mit seinem Taschenmesser kleine Schnitze, dann reicht er sie uns. Marius ist schön, sie sehen sich ähnlich. Elisa nimmt zwei Shots und gibt den vollen Flaschendeckel

jeweils an Anne und Laura aus meinem Kunst-LK weiter, dann mir. Ich zögere zuerst. Eigentlich will ich nüchtern sein, wenn es später passiert, aber ich will nicht steif sein. Mein erstes Mal im Club. Ich bin nervös, ob wir reinkommen. Elisa verzieht nur das Gesicht, mach dich locker. Wir trinken die Flasche bis sie leer ist. Marius erzählt von Aachen und schnitzt Zitronen, dann gehen wir, und alles geht gut. Später auf der Toilette zieht Elisa ihren Tanga aus und gibt ihn mir. Für dich, kleine Katze, bis später. Sie reißt die Klotür auf und lässt mich in der Kabine zurück. An der Bar bestelle ich Wodka-E für Anne, Laura und mich. Elisa und Marius sind irre. Sie wetzen über die Tanzfläche und nehmen sie komplett ein. Elisa macht Arschrollen und Marius springt um sie herum, die beiden sind wirklich sehr schön. Anne und Laura wollen gleich abhauen und noch weiter zu Ben. Ich freue mich trotzdem, dass sie mitgekommen sind. Irgendwann ist es fünf, und ich ziehe Elisa und Marius aus dem Club. Elisa will noch eine rauchen und schnorrt sich eine Zigarette. Was wird dein Freund dazu sagen? Der Freund ist mein Cousin, Arschloch, lacht Elisa und zwinkert dem Zigarettentypen zu. Vielleicht würde sie ihn mit nach Hause nehmen, wenn Marius und ich nicht wären. Wir haben abgemacht, dass wir zu Elisa gehen. Den ganzen Weg über muss sie lachen. Marius macht Flickflacks, einmal rutscht er fast aus und schneidet seine Hand an Glasscherben am Boden. Bis wir bei Elisa sind, hört es auf zu bluten, aber es sieht übel aus. Wir gehen in die Küche. Nicht mal Elisa lacht mehr, wir wollen keinen Lärm machen. Ich gebe Marius ein feuchtes Küchentuch für seine Hand. Wir müssen das nicht machen, sagt er. Doch, sagt Elisa. Sie lässt uns stehen und macht sich ein Bett aus Kissen im Wohnzimmer. Marius und ich sehen uns an.

Elisas Tür ist die dritte von rechts. Er hält noch immer das Küchentuch auf seine Hand, dann lässt er es los und nimmt mich. Die Bettwäsche riecht nach Elisa. Marius versucht einzudringen. Je heftiger er gegen mich stößt, umso heftiger verkrampfe ich. Bleib locker, sag ich mir und schaffe es nicht. Mit seinen Händen streicht Marius mir über die Seiten und legt seinen Kopf für eine Weile auf meinen Bauch. Das finde ich schön. Willst du, dass ich weitermache, fragt er. Er kann meinen Herzschlag fühlen, der schneller pocht, als ich denken kann. Wir können auch nur schlafen. Ich denke an Elisa, wie sie tanzt, an ihre fliegenden Locken und an ihr Lachen, das immer ansteckend ist, egal, wie sehr ich sie gerade hasse. Doch, ich will. Und dann ist er endlich drinnen. Am Morgen geht die Tür auf, und Elisa kommt rein, wir tauschen jetzt, Elisa schaut zu Marius. Marius bleibt liegen. Ich berühre seine Schulter und versuche zu lächeln. Ob er es lieber mit ihr gemacht hätte? Ich wische ihm den Schlafsand aus den Augen. Er steht auf und geht. Wie war es, sagt Elisa und kommt zu mir. Sie ist sehr warm. Ich bin stolz auf dich, und sie küsst meine Stirn. Sie klemmt die Bettdecke eng zwischen unsere Beine, und wir legen uns ineinander. Unsere Beine abwechselnd übereinander. Elisa hält meinen Körper in ihren Armen, ich kann ihren Atem spüren. Es fühlt sich an, wie zu Hause sein.

Fadime.

Dreizehn. Shit, Alter, wenn er mitkriegt, dass ich Schule schwänze, dann bin ich tot. Fuck, was mach ich jetzt. Fadi sagt es immer wieder, spricht wahrscheinlich mit einer Freundin oder

einem Freund. Fadi telefoniert neben mir am U-Bahnhof und zündet sich dabei eine Zigarette an. Ich mag das nicht, weil es gegen die Regeln ist. Aber bei Fadi finde ich es dann doch okay. Sie hält mir die Schachtel hin, erschrocken lehne ich ab. Ich hab nicht gedacht, dass sie mich für so cool hält. Sie ist fantastisch. Fadi steht auf, geht ein paar Meter an der Bahnkante entlang und wählt eine andere Nummer, vielleicht von einer anderen Freundin, die sie decken wird, oder von ihrem Bruder, wenn sie einen hat. Ich beobachte sie in ihren Sportklamotten, mit ihren Fingernägeln, die halbschwarz lackiert und abgeknabbert sind; wie sie mit ihrem großen Mund an der Zigarette zieht, rote Gauloises, liberté toujours, und kleine Kringel aus Rauch formt. Sie ist so wild, ein echtes Proletenmädchen. Gestern hat Jessy mir gesagt, dass ich keinen Style habe. Ich habe einfach genickt. Jetzt sehe ich Fadi in ihrer Jogginghose und den zertretenen Sneakers – Fadi hat Style. Ob ich Fadi gefalle? Sie sieht aus wie die Rebellin aus einer Serie im Kinderkanal, den ich jeden Tag heimlich gucke. Obwohl das echt uncool ist, sagt Jessy. Die Geschichten, in denen es um Küsse geht, mag ich, weil es dann zwischen meinen Beinen kribbelt. Fadi, braune Augen, Brüste, kurzblonde Haare und dem schönsten Zigarettenmund – die ist keine von den Bösen, niemals ist die das. Was starrst du so. Fadi legt auf und hockt sich neben mich. Der Kloß in meinem Hals ist so groß, was, wenn ich nicht cool genug für Fadi bin. Wenn mein Alter mitkriegt, dass ich Schule schwänze, dann bin ich tot. Ich hatte Angst um dich, dass du von der Bahnkante fällst. Fadi sieht mich an, dann lacht sie los. Vielleicht wäre das besser, sagt sie und erzählt in neun Minuten ihren Kummer, denn es dauert, wenn man abends knapp die Bahn verpasst und wartet, bis die nächste kommt. Nicht meine

Richtung. In mir ticken Bomben. Mann, ich mag dich, sag es ihr, sag es. Sag ihr, dass du sie magst, dass du ihre Freundin sein und mit ihr abhängen möchtest. Sie wird es albern finden, wenn ich »abhängen« sage. Aber vielleicht nicht, vielleicht findet sie mich auch ein bisschen süß. Gleich ist alles vorbei. Gleich werde ich in die Bahn steigen, die Türen werden sich schließen, und dann werde ich nur noch durch ein graffitigekratztes Karo aus Brandenburger-Tor-Motiven sehen, wie Fadi sich auf die andere Seite vom Gleis setzt. Umarm sie doch. Du riechst selbst über ihren stinkenden Rauch hinweg, dass sie gut riecht, verdammt. Du willst an ihren Haaren lecken. Lautes U-Bahn-Knattern. Ich bin tausend Teile, und mein Schritt ist zum ersten Mal feucht. Ich fühle mich heiß und bitter und hässlich und schön und daneben.

Dreizehn. Eine Woche, seit ich Fadi nicht gesehen habe. Ich bin überpünktlich im Mädchenzentrum, mir geht der Schweiß. Heute nach unserer Probe will ich mutig sein und Fadi nah sein. Die Betreuerin möchte vorher mit mir sprechen. Sie bietet mir Fadis Rolle für unser Theaterstück an, Fadi wird nicht mehr kommen. Ich will schreien. Ich will die Rolle nicht annehmen, falls Fadi doch wiederkommt. Später spiele ich sie, ich
hoffe, dass Fadi zuschaut.

Elisa und Fadime.

Neunzehn. Elisa schminkt sich dick. Sie legt sich ein Harness an, ich muss ihr dabei helfen. Dann macht sie Selfies von sich und ihren Augen, ihrem Rücken, ihrem Busen, ihren

Schenkeln. Ich sitze mit einer Zeitschrift auf ihrem Bett und schaue aus dem Fenster. Unten bellt ein Hund eine Katze an. Plötzlich ist es heiß. Elisa hockt hinter mir, meine Haare kleben an ihrer Scheide. Du siehst mich gar nicht an. Ich kann mich nicht bewegen, sie hält mich an den Schultern. Winterspeck ade, iss dich schlank in zehn Tagen. Sieh mich mal an. Meine Augen starren auf den Hund und die Katze. Wenn ich mich jetzt umdrehe, werde ich in ihre Vulva fallen. Elisa steht auf, ich muss jetzt los. Sie zieht ihre Schuhe an, steckt ihre Haare hoch, steckt sie schnell wieder um, wirft sich eine Jacke über, kramt nach einem Kaugummi in ihrer Tasche. Ich zögere, soll ich doch mitkommen in den Club? Du traust dich doch eh nicht, Elisa klingt schrill. Ich weiß nicht, ob sie mich provozieren will.

Neunzehn. Erster Frühling im Jahr, dann soll es wieder schneien. Elisa und ich rennen durch die Straßen mit Erdbeersekt und geklauten Lippenstiften. Ich einen, sie vier, Richtung Monbijou-Park. An der S-Bahn-Unterführung bleiben wir stehen und malen uns gegenseitig an. Wir baden in Farbe. Und dann dieser Moment, er dauert vielleicht eine Minute. Elisa hält erst meine Hand, dann mein Gesicht. Sie zieht ein Haar von meinen Lippen, es sind Sekunden wie Stromsterne. Deine Pupillen sind so offen, sie beißt in meine Wange, und wir rennen wieder. Zu Hause in ihrem Bett erzähle ich von Fadime. Mein Gesicht wird groß und ich fühle mich gelassen und stark, wie nie. Ich will Fadi finden, ihr von dem Stück damals erzählen und zusammen rote Gauloises rauchen. Ich will Elisa küssen. Elisa steht auf und geht zur Tür. Hau ab, Hanna. Mein Puls steigt hoch. Es ist Elisas Blick, ihre Haltung. Ich spüre ihre Pfeile im

Rücken, als ich gehe. In der Nacht wache ich auf mit Elisas Händen an meiner Kehle, sie hält mir ein Messer vor die Augen. Es ist nur ein Traum, aber als ich ihr später davon erzähle, könnte ich schwören, hat sie Tränen in den Augen.

Elisa und Fadime. Und Esra.

Zwanzig. Warum kannst du Marius nicht leiden. Weil er verliebt in dich ist, Elisa. Elisa versucht nicht einmal, mich umzustimmen. Ich glaube, sie findet das eklig und geil.

Zwanzig. Wir liegen auf der Wiese im Mauerpark, die trockenen Grashalme jucken zwischen den Beinen. Elisa hat auf dem Flohmarkt gehandelt, zwei Armbänder zum halben Preis. Eins legt sie sich sofort um, das zweite gibt sie mir. Ich trage es nicht, sondern werfe es in den Rucksack um zu demonstrieren, dass ich verletzt bin. Ich weiß nicht, ob Elisa das überhaupt bemerkt. Sie liegt jetzt nackt auf dem Rücken, ich kann ihren Bauch und ihre Schamhaare sehen, wie sie an den Spitzen heller sind als an den Enden. Mal mich. Ich schaue schnell weg. Elisa dreht sich zu mir und legt ihre Hand auf meinen Block. Hanna, echt, mal mich. Und bewirb dich. Erstmal Abi nachholen. Elisas Pupillen sind kleine Drahtstäbe von der Sonne; ihr Gesicht so nah, dass ich ihre Sommersprossen nicht mehr zählen kann. Dann halt nicht.

Zwanzig. Hauspartyfetzen mit Elisa. Sie hat ihre Zunge in Paul, und ich halte ihre Brille, die ist brandneu. Ich spule zurück in Gedanken, Mathe-Abi-Vorbereitungskurs, sonst habe ich keine

Chance. Elisa lacht mich aus und will nicht, dass wir hingehen, dann findet sie es doch gut, also sitzen wir dort drei Wochen vor der Prüfung in der letzten Reihe. Gibt mal deine Brille, sagt sie und reißt sie mir von der Nase. Ich schaue Elisa an. Sie zuckt mit den Schultern, ich kann halt nichts erkennen. Elisa kneift ihre Augen zusammen, egal, trotzdem noch besser so als ohne. Ich sehe Elisa, und sonst sehe ich gar nichts. Pauls Knie rammt mich in die Seiten, er und Elisa kämpfen noch. Ich höre sie stöhnen, und die Musik ist echt laut. Ich starre auf meine Hände, während um mich herum alle feiern. Ich werfe Elisas Brille in die beiden und gehe tanzen. Sie hat Beine, die bis in den Himmel reichen. Sie breitet ihre Arme aus, und wir tanzen uns näher. Ihr Teint ist backhähnchenheiß, ihr Make-Up ist nude. Sie trägt ein Cappy und Pferdeschwanz, ihre Augenbrauen haben die Form eines nie endenden Regenbogens. Wer bist du. Ob ich ihre Schatzkiste öffnen darf? Du bist mein Schatz. Ich liebe dich. Wenn wir zusammen tanzen, wird mir heiß. Ich will mich um dich drehen, mit dir verschmelzen, eins sein und gemeinsam zu Peter Fox rocken. Lass uns gehen. Elisa steht hinter mir und zieht mich mit, ich krieg hier Herpes.

Zwanzig. Die Träume dauern an, neulich hat Elisa mich erschossen. Ihr Blick war so schwarz, dass sie die Pistole nicht gebraucht hätte, um mich umzubringen. Daraufhin habe ich unsere Verabredung abgesagt. Abends ist sie trotzdem vorbeigekommen mit Radler und Gummibärchen. Sie hat geleuchtet, und ihre Stimme war so lieb, dass ich den Traum fast vergessen habe, ich weiß gar nicht, warum ich jetzt noch einmal daran denke.

Elisa und Fadime und Esra. Und Ich.

Zwanzig. Elisa heult, und die Augusthitze macht mich fertig. Hier drinnen ist alles neu, wir sind nicht in unserer Lieblingsbar, weil Elisa sich in ihren aktuellen sex-boy-toy-whatever verknallt hat, und wir ihm nun aus dem Weg gehen. Elisa holt mir saures Radler. Ich dreh mir eine, forme kleine Kringel aus Rauch und sterbe in diesem klebrigen Sessel, während gefühlt jeder im Raum auf meine Brüste starrt. Sie heißt Esra. Sie ist die Kollegin von Paul. Elisa hat sie letzte Woche geküsst bei einem Dreier.

Zwanzig. Elisa heult, nicht um Paul. Um Ben, oder um wen auch immer. Elisa umarmt mich und mein Körper bebt. Ich bin nun also in dieser Bar, es ist scheiße heiß, Elisa hält meinen Nacken. Auf einmal können mich alle. Auf einmal bin ich stark. Ich fahre mit einem Finger in meine Unterhose und schaue Elisa dabei an. Ich verirre mich in ihr. Wie wäre mein Leben, wenn ich nicht immer versucht hätte wie die anderen zu sein oder wie sie. Elisa zuckt und schaut auf meine Nippel. Deine Brüste sind heute heiß. Ich finde dich heiß, ich will ihr die Worte ins Gesicht spucken und sie ablecken. Und dann Sonntagmorgen, brunchen mit Elisa. Vorher zupf ich mir die Schamhaare und heule vor Schmerz. Überall bilden sich kleine Blutpunkte, und zurück bleibt ein schiefes Dreieck. Elisa lacht und küsst mich und dringt mit ihrer Zunge ein, und ich finde es gar nicht so geil. Ich habe keine Ahnung, wie sich Sex mit Elisa anfühlt. Während sie mir gegenübersitzt und in die Karte guckt, frage ich mich, wie sich Elisa in echt anfühlen würde. Wir sitzen voreinander und sagen lange nichts. Ich habe Ausschlag

bekommen, dass die Haut weiß und rot ist. Aber nichts, kein Bügeleisen im Gesicht, kein Messer an den Oberschenkeln tut so weh, wie der Schmerz, fern von dir zu sein. Ich hab nachgedacht, bist du in mich verliebt, Elisa sieht mich an. Ich starre weg, so lange weg, bis die Scham endlich nachlässt, aber sie lässt nicht nach. Elisa steht auf, wie in Zeitlupe geht sie. Ich bin zerbrochen und frei. Mein Tagebuch hat keine Seiten mehr.

***

Notizen App, heute. Die Sandalen sind bereits in Kisten. Ich fahre mit nassen Haaren U-Bahn, weil ich spät dran bin. Amerika-Gedenk-Bibliothek zur Bücherrückgabe. Überall ist Baustelle, dann sind sie wieder schmutzig, bis sie trocken sind. Ich trage silbernen Nagellack, ich habe ihn beim Packen gefunden und an den Sommer gedacht, der endlich vorbei ist. Mein Zimmer ist fast leer, und der Kopf voll mit morgen und dem ganzen Rest danach. Mit all den Tagen, die anders sein werden. Die Bahn hält am Mehringdamm, ich steige aus, und sie fällt ein. Sie hat abgeknabberte Fingernägel und eine Jogginghose an, und ihr Blick ist so wach, als hätte sie sich sieben Jahre ausgeschlafen. Fadime.

Anna Job

Hier stark, da stark

Du machst mich blau. Ihn auch. Ein bisschen.
Ich fürchte mich. Vor Dir.
Was Du bringst und was Du nimmst.
Und wie ich dann wohl bin.
Dunkelblau fast schwarzes Wasser. Bisschen silbrig in der Mitte.
Blaue Lippen. Nasse Haare. Warmer Arm um meine Schultern.
Feuchtes Handtuch. Bisschen sandig.
Warmes Bier.
Ich hör ihn schwärmen. Vom Leben voller Wir.
Ohne Schlaf. Mit viel Geschrei.

Ich seh Dich weiß. Ich trau mich nicht.
Auf meiner Haut. Schießend. Spritzend.
Cremig. Klebrig. Warm. Vulgär.
Fruchtbar.
Zelt auf. Kippe. Bisschen schüchtern.
Ich wasch Dich ab. Du machst mich schmutzig.

Zwei Ängste gibt's. Ich hab die zweite.

Ich seh Dich grau. Ich fürchte Dich.
Du bist mein Monster. Kalt und forsch und rau und düster.
Ich habe viele Monster. Unterm Bett und hinterm Kühlschrank.
Überm Schreibtisch. Auf dem Konto.
Du bist anders. Ein Magnet in vielen Farben.
Ein Sturm hat Dich entstehen lassen.
Der Wind Dich bis zu mir geblasen.
Zerstör mich nicht.
Du machst mich schwach. Ich hör Dich rufen: Komm!

Ich seh Dich atlantikblau. Ich liebe Dich. Schon immer.
Träume Dich. Fantastisch, tief, real und salzig.
Ich spür Dich stehend, in der U-Bahn.
Ich spür Dich sitzend, bei der Arbeit. Mit Augen zu.
Bildschirmschoner. Beine zucken. Gummibärchen.
Klick. Opodo.
Ich spür Dich liegend, in meinem Bett.

Wenn ich Dich fürchte. Mit Augen auf.

In Erinnerung. Als es knapp war.

Blaue Flecke.

Du machst mich nervös. Ich hör Dich tosen.

Ich seh Dich grün. Weit hinten. Nach der Grenze.

Du bist meine Versuchung. Küsst und lockst und kitzelst mich.

Verspielt. Natürlich. Rhythmisch. Klar.

Freie Sicht auf grüne Höhen.

Kühl. Bisschen Bibbern. Bisschen Kichern.

Nasse Beine. Nasser Bauch.

Meine Fingerspitzen tauchen friedlich, zärtlich, in Dich ein.

So weich.

Nasse Augen. Ich weine.

Arme zittern. Nach der Grenze kein zurück.

Ich hör Dich flüstern: Los jetzt.

Ich seh Dich weiß. Hier vorne. Ich trau mich nicht.

Weicher Schaum um meine Füße.

Du bist meine Lektion. Beharrlich. Echt. Endgültig. Tadelnd.

Ich bin unzufrieden. Unerfahren. Unbefriedigt. Nichts als Chips.

Wer sich traut, ist kein Versager.

Wer nichts wagt, hat nichts zu sagen.

Du machst mich schwach. Ich mach mich fertig.

Hör mich schreien. Warum ich nicht kann.

Zwei Ängste gibt's.

Du bist mein Rätsel: Was ist vorne weiß und hinten grün?

Vorne flach. Nicht fremdbestimmt.

Hinten unvorhersehbar.

Mal smaragd wie Sansibar.

Auf Sri Lanka. Hell. Türkis.

Lieber müde?

Du machst mich verrückt. Ich seh mich zeigen: Da!

Da ist Wind.

Heut bist Du grau, denn es ist neblig.

Alle hinten. Nicht zu sehen.

Da ist Regen. Da ist Kälte.

Du bist trüb. Ich bin alleine.

Brechend. Reißend. Drückend. Hart.

In Dir.

Hab‘s versucht.

Gestürzt. Umwirbelt. Arme flatternd.

Braune Algenfetzen um mich.

Unter Dir hör ich Dich brausen.

Donnernd. Sprudelnd. Schwemmend. Harsch.

In mir kaum noch Sauerstoff.

Unter mir die scharfen Felsen. Füße anziehen. Kopf beschützen.

Schmerzen. Pause. Schmerzen. Trance.

Ein Set ist durch.

Über Dir hör ich mich schreien. Augen brennend. Kehle würgend.

Atmend. Aufgetaucht.

Brett gebrochen. Leash gerissen. Nase blutend. Wieder knapp.

Zwei Ängste gibt's. Ich hab die zweite.

Die erste, weil man nicht will.

Die zweite, weil man doch will.

Ich seh Dich knallblau in Marokko. Verheißend. Wissend. Majestätisch.

Lehrend. Nicht verhandelbar.

Ich bin klein und Du bist groß.

Hab Dich betrachtet und erkannt.

Umarmt.

Ich lass jetzt los.

Du machst mich stark.

Bisschen Banane. Bisschen Kaffee.

Straßenhunde. Jeep. Und los.

Weißwasser. Schon gebrochen. Hinter mir am Strand gelassen.

Grüne Welle. Roh. Weit draußen. Vor mir ins Visier genommen.

Schnell und neckisch. Wild und hoch.

Ich hör Dich säuseln. Plätschern. Schwappen.

Channel saugend. Trag mich raus.

Draußen trotzdem bisschen warten. 4 Sets. 5 Sets.

Dann Paddeln! Paddeln!

Diesmal früher, diesmal schneller.

Brett hebt sich, Kopf senk ich.

Arme pressen, Beine springen.

Wacklig. Wachsam. Langsam hoch.

Nicht mehr blinzeln.

Stehend!

Getragen. Sausend. Lachend. Da.

Zwei Ängste gibt's. Ich hab die zweite. Und davon zwei.

Hier stark, da stark. Ich hör mich wieder:

Ja!

Stilles Wasser. Kann ich nicht mehr trinken.

Ich seh mich grün. Ich traute mich.

Jeden Morgen. Mein Innerstes nach außen.

Ich seh Dich winzig und trage Dich.

Ich seh mich groß und beschütze Dich.

Du machst mich schwach. Schwer. Langsam. Müde. Schwach.

Ich seh Dich grau. Verschwommen. Schwimmend.

Zapplig, dünn, zerbrechlich, wachsend.

Wie ein Fisch. In seiner Höhle.

Versteckt. Geborgen. Wartend. Still.
Wenn es kühl und glibbschig streift,
hör ich Dich rauschen.
Schlagen. Schneller als meins.
Ich liebe Dich. Schon jetzt.

Ich hör mich wimmernd, stöhnend, fluchend.
Elend. Tropfend. Schmierend. Nass.
Ich seh ihn taumeln. Unter meiner Masse.
Voller Wir.
Sein Nacken rot von meinen Händen.
Ich spür ihn zweifeln. An seiner Kraft.
Salzig, glänzend. Pause. Tankend.
Ein Biss Bifi. Schon vorbei.
Doch in seinen Augen: Schwärmen.
Von meiner Kraft. Ohne Schlaf. Mit viel Geschrei.

Biegen. Reißen. Bangen. Winden.
Stehend.
Stark sein. Überwinden.

Du kommst in Wellen.

Die kenn ich und die kann ich. Ich kann es nicht erwarten.

Schreien. Atmen. Öffnen. Leben.

Schmerzen. Pause. Schmerzen. Trance.

5 Sets. 50 Sets. 500.

Noch einmal Pressen.

Ich seh Dich rot, und ich halte Dich.

Mein Blut. Mein Schweiß. Dein Leben.

Zart. Warm. Langsam. Klein.

Fremdbestimmt. Von Dir.

Lieber müde!

Ich hör Dich schreien. Sauerstoff. Endlich.

Ich seh Dich blau gequetscht. Mein Monsterchen.

Meine Grenze. Gestern unreif. Heute wissend.

Haltend. Nährend. Wärmend. Nah.

Angekommen. Ausgezehrt.

Erlöst. Belohnt.

Gestanden. Da.

Patrick N. Klösel

Die Weber

Wenn ich mit meinen Großeltern telefoniere, kann ich sie riechen. Mein Opa hat mir ein olivgrünes Festnetztelefon der Deutschen Bundespost geschenkt, damit ich ihn anrufen kann. Das Telefon stand lange bei ihm in der Werkstatt, wo er die Feilen und Bohrer und Zangen aufbewahrt und jeden Tag werkelt, wenn das Wetter zu schlecht ist, um im Garten zu werkeln. Durch die Jahre in der Werkstatt bei Feilenstaub, Bohrerabrieb und Fugenkitt muss sich der Geruch in der Sprechmuschel festgesetzt haben. Wenn ich den olivgrünen Hörer an mein Ohr halte, kann ich meine Großeltern riechen.

Mein Opa hatte neulich 80. Geburtstag. Also bin ich hingefahren, das ist auf dem Dorf, ganz weit weg, so weit nun auch nicht, aber es fühlt sich weit weg an jedenfalls. Hab dann morgens Käsebrote geschmiert, also belegt, zu Schmieren gab es nichts, naja, bisschen griechische Creme, und die Wurstbrote hat meine *Mum* gemacht. Wurst und Schinken und noch mehr Wurst, Wurst, Wurst vom Lessner und vom Böhnleinskunner und so weiter, und mein Vater meinte dann, vielleicht kriegen wir ja ein paar dazu, was von dem Käse zu essen, und dann haben wir alle gelacht, und es war klar, der ganze Käse ist für mich. Also hab ich eigentlich nur für mich Käsebrote geschmiert, also belegt, und also gar nicht geholfen, sei‘s drum. Ich bin da, und das ist für alle die Hauptsache.

Das Interessanteste, was da passiert ist, einmal am Tag geht die Sirene an unten im Dorf und dann fährt einer mit dem Traktor die Straße hoch, bei uns vorbei, weil irgendwo ein Feld brennt und der Mähdrescher gleich mit, also der ist schuld. Und manchmal ist ein Gülletank voll Wasser hinten dran und dann sieht man die Rauchwolke. Einmal bin ich sogar mit dem Rad hingefahren, so ein Mähdrescher ist schon was Feines, bin ich noch nie gefahren, nur Bagger schon, als Kind, das war witzig. Dann kamen die ganzen Nachbarn zum Gratulieren, erst die von drüben dann die von daneben und dann die von direkt nebenan, und dann ist noch die eine Frau aus dem Pfarramt gekommen die ich nicht kannte, die hat ganz viel Kuchen gegessen und Kaffee getrunken und ganz liebe Grüße vom Pfarrer ausgerichtet, er kann heute leider nicht kommen, muss Schulschlussgottesdienst halten, heute bekommen nämlich alle ihre Zeugnisse. Vom Söder und vom Landrat und von der Frau Huml hat Opa auch Post bekommen sogar mit Tinte unterschrieben oder klug *gefaked*. In Bayern hält man eben noch was auf Anstand bei alten Leuten, zumal auf dem Dorf.

Und dann kam noch der Bürgermeister. Der ist auch unser Nachbar und ein toller Typ, echt, seinetwegen wird endlich die Hohlgasse, in der man am Schulbus nicht vorbeikommt, wenn der zweimal am Tag fährt, außer man ist auf dem Rad, dann hat man Pech, in der Kurve da hat mich im Winter mal der Schneepflug mitgenommen, jedenfalls die Straße wird endlich verbreitert und bekommt vielleicht sogar einen Radweg und es wird alles besser, jedenfalls er war neulich einkaufen, hat er erzählt und dann kam er auf den Parkplatz und dann war da einer

mit noch frischem Brot auf dem Fahrersitz eingeschlafen. Eingeschlafen haben sie wirklich gesagt, aber so richtig eingeschlafen mit Sarg und allem, also noch ohne Sarg, aber dann haben alle gesagt, er sei ja Bürgermeister also müsse er sich um den kümmern und weil der Vorname derselbe wie von seinem Schwiegervater war, gab‘s gleich Gerüchte, es gibt immer gleich Gerüchte ganz ohne Internet, alte Schule. War aber dann doch jemand anders und neulich gab‘s auf der Kreisstraße einen Ölfleck und dann haben sie ihn angerufen, dass er kommt und den wegmacht, alles wegmacht, was unnormal ist, schließlich ist das seine Aufgabe als Bürgermeister, dass alles läuft wie immer auf dem Dorf und dass er alles wegmacht was da nicht hingehört. Er kam dann auch, aber es war ja die Kreisstraße, da ist er nicht zuständig als Bürgermeister, also ist er wieder weggefahren und bei uns blieb er auch nicht lange.

Die anderen Nachbarn haben dann gleich wieder politisiert, meinen Opa freut das ja, hat er wenigstens mal ne Ansprach, aber zu geht’s da wie im Bilderbuch, also wie man sich das vorstellt und dabei ist das noch nicht mal eine Kneipe, sondern ein Esszimmer. Den Zug verschweißen und dahin zurück wo sie herkommen hat mein Opa gesagt und so weiter, wie er das immer sagt, wenn er sich in Rage redet, aber eigentlich hat er ein großes Herz, ist wahrscheinlich einfach trotzdem schon voll da manchmal, dabei ist er selbst geflohen, damals als sechsjähriger Bub aus Oberschlesien mit dem Zug in dem das ganze Dorf und die Teppichfabrik war, in der die Haare in Säcken ankamen und in der mein Urgroßvater gearbeitet hat, ich war leider sehr jung als er gestorben ist, er muss doch was gemerkt haben,

wenn da plötzlich so Säcke kommen, haufenweise Säcke mit Haaren, abertausende Säcke für Lampenschirme und Teppiche, seitdem hab ich Angst vor Lampenschirmen und Teppichen. Der Firma geht's gut, natürlich, meine Tante arbeitet da jetzt und sie machen Teppiche für deutsche Autos. Mein Opa weiß nur noch, dass sie einen Hund hatten und den mussten sie dort lassen in Schlesien und der Weg über die Tschechei ging mit dem Zug und in Prag haben sie schon mit Knüppeln auf die Viehwagen gehauen, richtig eingedroschen haben sie auf die Holzplanken und gedroschen und schon Blut geleckt und dann, so erzählt er es immer mit Stolz, hat der Arzt auf den Zug außen geschrieben dass sie alle die Pest haben oder sowas und dann wollten die Tschechen den Zug nur noch loswerden. Im Bahnhof ist er unter dem Waggon durchgeklettert um an einem Hahn frisches Wasser zu holen, sonst wären sie alle verdurstet tagelang in dem Zug. Jedenfalls hat er es geschafft und sitzt jetzt hier und isst Wurstbrötla vom Lessing oder vom Böhnleinskunner und fachsimpelt mit dem Nachbarn über die beste Wurst, der war nämlich mal Jäger. Der Nachbar bringt auch manchmal was aus dem Wald mit, Reh oder so, geschossen nach alter Tradition, alles noch frisch.

Julius Krüger

Lucas saß auf der Rückbank eines alten Geländewagens. Seit Stunden waren sie auf einer Straße unterwegs, die sich irgendwo durch die Weiten Afghanistans schlängelte. Aus dem Fenster konnte er sehen, wie die Ebene in ein gewaltiges Gebirgsmassiv überging. Die Landschaft war malerisch schön und unfassbar trostlos zugleich. Auf der Straße flimmerte die Hitze. Dahinter waren schemenhaft Lehmhäuser zu erkennen. Lucas hob seine Kamera. Er hielt den Auslöser kurz gedrückt und es klackte drei Mal.

»Immer noch ganz der Landschaftsfotograf«, sagte Richard auf dem Beifahrersitz. Richard und Lucas hatten sich auf einer Journalismus-Preisverleihung kennengelernt. Richard war dort für seine Reportage aus einem Krisengebiet ausgezeichnet worden. Lucas für ein Wildlife-Photo. Seitdem hatten sie bei mehreren Gelegenheiten zusammengearbeitet. Wenn es um die Auswirkungen von Politik oder Industrie auf die Natur ging, dann hatte Richard ihn oft als Fotografen angeheuert. Manchmal auch für die Berichterstattung nach Naturkatastrophen. Vor einigen Monaten kam wieder ein Anruf von Richard. Dieses Mal ging es um Krieg. Die Auswirkungen verschiedener Konflikte auf die Bevölkerung. Vielleicht sogar um Kriegsverbrechen. Das war mal etwas anderes und klang damals alles sehr aufregend. Lucas hatte ihm zugesagt. Erst als sie durch die Ruinen einer im Krieg zerstörten Stadt fuhren, kamen ihm Zweifel an seiner Entscheidung. Zerbombte Wohnhäuser, ein ausgebranntes Krankenhaus. Auf den Straßen lagen Hülsen von Munition neben explodierten Fahrzeugen.

Überall sah man Einschusslöcher. Bilder, die er sonst aus dem Fernsehen kannte, waren plötzlich real. Hier, ohne die Trümmer einer Zivilisation, wirkten die Gefahren, denen er sich vor wenigen hundert Kilometern noch ausgesetzt empfand, nicht mehr so groß.

Die Lehmhäuser waren ein gutes Stück nähergekommen. Lucas setzte erneut die Kamera an. Durch die Linse konnte er einen Mann sehen, der vor zwei Pickup-Trucks die Straße auf und ab ging. »Da stehen zwei Autos mitten auf der Straße.« Ihr Guide zuckte mit den Schultern. »Straßenblockade.« »Können wir die umgehen?«, fragte Lucas. »Lieber nicht.« Lucas war unzufrieden mit der Antwort, aber er hakte nicht weiter nach.
Der Wagen wurde langsamer. Der Mann lief in eines der Häuser. Kurz darauf kam eine Gruppe Männer aus dem Haus gestürmt. Zwei von ihnen kletterten auf die Ladeflächen der Pickups und stellten sich an die Maschinengewehre, die dort befestigt waren. Die Übrigen gingen am Straßenrand in Stellung. »Ist das normal?«, fragte Lucas den Fahrer. »Ja«, entgegnete ihr Guide. »Da sind wir ganz schnell durch. Macht einfach nichts Dummes.«

Ein bärtiger Mann mit Barett-Mütze hob seine Hand. Ihr Guide bremste. Sofort umzingelten die übrigen Männer den Wagen. Einer von ihnen ging auf die Fahrertür zu. »Salam Aleikum«, sagte ihr Fahrer. »Wa Aleikum Salam.« Mehr verstand Lucas von dem Gespräch nicht. Dafür reichte sein Arabisch nicht. Lucas sah an einem der Häuser hinauf. Sogar auf dem Dach standen Soldaten. Einer von ihnen hatte eine Panzerfaust geschultert.

»Er will Ausweise sehen.« Richard und Lucas reichten ihrem Fahrer ihre Pässe. Der gab sie an den Milizanführer weiter. Er inspizierte die Ausweise. Dann reichte er sie einem jungen Kämpfer, der damit in eines der Häuser lief. Dann wandte er sich wieder an den Fahrer und setzte sein Verhör fort. Lucas hielt den Kopf gesenkt und starrte auf seine Kamera.

Die Stimme des Befehlshabers wurde immer lauter. »Wir müssen aussteigen«, war das nächste was der Fahrer übersetzte. Seine Hände lagen noch auf dem Lenkrad. Die Knöchel traten weiß hervor. »Was ist das Problem?«, wollte Richard wissen. Er bekam keine Antwort. Seine Tür wurde aufgerissen und plötzlich lag Lucas neben dem Auto im Staub. Er hatte seine Kamera verloren. Der Soldat richtete sein Gewehr auf ihn und schrie ihn an. Lucas sah sich hustend nach seiner Kamera um. Der Krieger packte ihn am Arm und zog ihn mit. Richard und ihr Fahrer waren mit dem Rücken an eine Wand gestellt. Der Soldat verpasste ihm einen Stoß. Lucas schlug hart an der Wand auf. Einige Milizkämpfer durchsuchten das Auto. Andere stellten sich ihnen gegenüber in einer Reihe auf. »Die erschießen uns.« »Wir sind als Geiseln viel mehr wert«, sagte Richard. Lucas sah sich vorsichtig um. Dreißig Meter rechts war eine Gasse. Soweit würde er nicht kommen. Dann rief einer der Männer seinem Befehlshaber etwas zu. Der Mann stand neben dem Auto und hielt triumphierend Lucas‘ Kamera in die Luft. Er marschierte zu ihnen herüber und übergab die Kamera. Der Befehlshaber schaltete die Kamera ein und ging flüchtig die Bilder durch, als würde er etwas suchen, von dem er nicht wusste was

es war. Dann wandte er sich erneut dem Fahrer zu. Er deutete auf Lucas und Richard während er sie anschrie. »Er will wissen, wem die Kamera gehört«, sagte ihr Fahrer. Lucas hob die Hand. Der Milizanführer stürmte auf ihn zu. Er brüllte Lucas an. Dabei hielt er immer wieder die Kamera vor Lucas' Gesicht und zeigte darauf. Lucas blickte zu ihrem Fahrer. Ein Schlag. Lucas ging zu Boden. Blut lief aus seiner Nase. Der Kommandant schrie ihn weiter an. Er machte Handzeichen. Lucas sollte ihn angucken.

Der junge Soldat kehrte zurück. Er rief seinem Befehlshaber etwas zu. Der Kommandant unterbrach sich. Er nickte nachdenklich. Dann befahl er, ihnen die Dokumente wieder auszuhändigen. Der Anführer warf Lucas die Kamera zu. Lucas fing sie mit beiden Händen. Er klammerte die Kamera an sich. Der Kommandant sprach erneut mit ihrem Fahrer. Der nickte eifrig. Dann entließ er sie mit einer Handbewegung.
»Wir dürfen gehen«, sagte der Fahrer und ging langsam in Richtung des Wagens. Richard und Lucas folgten ihm. Die Soldaten machten keine Anstalten ihnen aus dem Weg zu gehen, also schlängelten sie sich vorsichtig zwischen ihnen durch. Dann stiegen sie in den Wagen. Der Anführer der Miliz gab einen Befehl, woraufhin einer der Trucks langsam von der Straße rollte und den Weg frei gab. Ihr Fahrer ließ den Motor an. Dann manövrierte er sie durch die Lücke zwischen den zwei Trucks. Lucas sah durch das Heckfenster, wie die Straße wieder blockiert wurde. Die Krieger kehrten bereits in eines der Häuser zurück. Er ließ sich in seinen Sitz zurückfallen. Sein Schädel brummte. Das Gebirgsmassiv türmte sich in der Ferne bedrohlich

auf. Zwischen dem Gebirge und ihnen lag noch immer die Ebene. Vereinzelt trotzten Büsche der Trockenheit. Kein Tier verirrte sich hierher.

Jaqueline Mühlbacher

Grenzenlos

Manchmal sagt sie nichts, wenn sie da ist. Dann kann ich nur ihren Atem hören. Ich lausche, wie sich seine Unregelmäßigkeit in Rhythmus verwandelt und die Schläge ihres Herzens langsamer werden. Dann spüre ich einen warmen Hauch an meinem Ohr, und ich weiß, sie ist über mir. Flieder. Mein Herz holt wie auf den letzten hundert Metern eines Marathons auf und verhakt sich mit ihrem.

Ich vernehme das Rascheln von hartem Papier. Dienstag also. Sie ist hungrig, ich kann hören, wie sie ein großes Stück aus dem Tomaten-Mozzarella-Ciabatta mit dem Basilikum-Pesto beißt, es für einen Moment von ihren Zähnen zermalmt wird, um nur wenig später in ihre Speiseröhre zu wandern. »Scheiße.« Die Luft verrät mir ihre Bewegung, als sie das verlorene Gut wieder aufhebt. Ein hastiges Blasen, es wandert in ihren Mund. Etwas stimmt nicht. Clara hat nie etwas von der Drei-Sekunden-Regel gehalten. Ist mit Freddy alles in Ordnung? Hat Stefan ihn wieder erwischt? Clara sollte mit seinen Eltern sprechen. Am liebsten würde ich das lästige Balg am Kragen packen und ein ernstes Gespräch mit ihm führen. Wenn er Freddy noch einmal haut, dann …

Sie steht auf, und etwas fällt in den Mülleimer. Das Ciabatta? Weich landet es auf Mullbinden. Es müsste noch die Hälfte des Brotes übrig sein. Clara wirft nie Lebensmittel weg, außer wenn sie den Boden berührt haben. Aus runzligen Äpfeln macht sie Kompott oder Mus. Essensreste

der Kinder bekommt der Hund. Und ins Restaurant nimmt sie Tupperwaredosen mit, für alle Fälle. Ich erinnere mich, wie ich sie zum Hochzeitstag ins Les Deux ausführen wollte, und wir uns eine halbe Stunde lang wegen ihrer Dosen stritten. Sie nahm sie trotzdem mit, und ich konnte dem Kellner den ganzen Abend nicht in die Augen sehen. Natürlich waren die Portionen klein, und die Dosen blieben leer. Später im Bett musste Clara dann oben sein, und die Nacht war fantastisch.

Sie nimmt meine Hand in ihre und setzt sich auf das Bett. Ihre weichen Fingerkuppen streicheln meine Handfläche, fahren langsam meinen Linien nach, wandern über meine Fingerspitzen, drehen wieder um, liebkosen weiter bis zum Handgelenk. Jede Berührung ist von einer Intensität, die kleine elektrische Impulse durch meinen Körper sendet. Es muss Wochen her sein, dass sie das letzte Mal meine Hand genommen hat. Eine halbe Stunde Mittagspause ist zu kurz für Zärtlichkeiten. Das Verlangen ihr durch das Haar zu streichen, ist überwältigend. Ihm folgen Verzweiflung und Wut. Ich kenne das Spiel. Seit drei Jahren läuft das so.

Vielleicht geht es ihr genauso, denn auf einmal lässt sie meine Hand fallen. Ich spüre nicht, wie sie auf der Decke landet, die Erinnerung ihrer Haut auf meiner ist noch präsent. Clara springt auf, sie eilt zum Fenster. Aus ihrer Hosentasche zieht sie einen Gegenstand. Ihr Handy? Ihr Atem beschleunigt sich wieder. Das Handy wird eingesteckt, sie eilt zur Tür, verharrt, geht wieder zum Fenster. Ich möchte sie von hinten umarmen, wie ich es immer tat, wenn sie sich sorgte.

»Hey Baby, I'm back.« Könnte ich sagen. Oder: »Ich war im Himmel und habe einen Engel gesehen. Doch du bist hundertmal schöner.« Oder: »Ich hätte gern von deinem Ciabatta gekostet.« Dann würde ich ihren Nacken küssen, mit den Lippen ihren Hals entlang tasten. Sie würde sich umdrehen und mich mit ihren großen, graublauen Augen ungläubig anblicken. Und ich würde sie einfach nur betrachten, mich wieder erinnern, wie sie aussah, wie sie jetzt aussieht.

Für einen Augenblick bin ich überzeugt, dass ich es tue. Dass ich aufwache und aufstehe, als hätte ich nie etwas anderes getan. Dann trifft mich die Realität mit voller Wucht, und die Worte der Ärztin dröhnen in meinen Ohren. Schwere hypoxische Hirnschäden. Geringe Chancen. Akinese, mögliche coma vigile, motorische Aphasie, Facialisparese, vielleicht auch Hemiplegie, keine Fortschritte auf der Koma-Remissions-Skala. Immer wieder warf sie neue Begriffe in die Luft, die ich auffing, ohne ihre Bedeutung zu verstehen. Das tat ich erst, als Clara zu weinen begann.

Die Sache mit der Hoffnung ist kompliziert. Es heißt, sie kann Menschen aus dem Koma holen. Die Hoffnung meiner Frau kann durch meinen Körper strömen und mir gleich einem göttlichen Elixier die Kraft schenken, meine Augen zu öffnen. Anfangs war die Hoffnung groß und ich selten allein. Clara erzählte mir von jeder Minute ihres Tages, cremte meine wunden Stellen ein, rasierte mich, kämmte mein Haar. Freddy und Lisa waren da, Lisa kuschelte sich an mich, und Clara legte meinen Arm um sie. Freddy war schon ein großer Junge und saß lieber auf einem Stuhl, nahm aber immer meine Hand, wenn er aufgeregt seine neuen Übungen

beschrieb. Den gelben Gurt hatte er schon. Gemeinsam lasen die drei mir Biografien von innovativen Unternehmern vor, die ich spannend und sie ätzend fanden.
Aber Hoffnung ist trügerisch. Wie erklärst du deinen Kindern, dass Papa nicht zum nächsten Wettkampf kommen wird und nicht zum nächsten und auch nicht zum übernächsten? Dass du ihm alle Fragen stellen kannst, du aber keine Antwort erhalten wirst? Lisa kam als erste nicht mehr, blieb bei den Großeltern. Dann war Freddy nicht mehr dabei. Er hatte jetzt orange-grün und ständig Training. Vielleicht hat er einen neuen Papa. Vielleicht hat Clara einen neuen Mann. Vielleicht geht das Leben für sie weiter. Ohne mich.
Ich verbrenne innerlich. Ich will mir die Haare vom Kopf reißen, schreien, weinen – alles, um mich einfach wieder lebendig zu fühlen. Ich bin ein ausgewrungener Schwamm, der in einem Eimer unter der Spüle vergessen wurde, immer trockener und brüchiger wird, schon zu schimmeln beginnt. Kannst du es sehen, Clara? Wirf mich weg, ich passe in keine Tupperwaredose mehr. Heb mich auf, Drei-Sekunden-Regel. Trägst du den Ehering noch? Die Klimaanlage gurgelt. Das Geräusch ist neu.
»Erinnerst du dich an den Tag mit dem Chicken Tikka Masala?« Clara ist hier, sie ist hier. Der Duft nach Flieder. Ich spüre ihr Gesicht nah an meinem. Natürlich erinnere ich mich. Ich hatte meinen Job verloren, und wir mussten unseren Indien-Urlaub stornieren. Also verbrachten wir eine Woche zu Hause. Meine Schwester hat uns Kurtas und Saris genäht, und Freddy, Lisa und ich haben uns in die prächtigen Gewänder gehüllt, bevor Clara nach Hause kam. Freddy versuchte, den Naan-Teig zu kneten, und Lisa saß auf dem Teppich und wollte auf ihm zu

Aladdin fliegen. Ich kochte Chicken Tikka Masala, doch dann rannte Lisa nach oben und wollte vom Fenster aus das Fliegen üben, und Freddy ließ ein Ei fallen, und ich wunderte mich, wie Clara stets das Chaos beherrschen konnte. Während ich die Kinder zu bändigen versuchte, erwischte ich statt Masala Safran und vergaß das Ei im Teig.

»Ich habe dir das nie gesagt, aber es war das beste Chicken Tikka Masala aller Zeiten. Du hast so sexy ausgesehen in deiner Kurta. Du hast sie die ganze Woche lang nicht ausgezogen. Verrückter Kerl. Aber es war der perfekte Urlaub.« Ein Lächeln liegt in ihrer Stimme. Ja, perfekt.

Es klopft an der Tür, und mehrere Menschen betreten den Raum. Clara geht auf sie zu, flüstert. Ich kann nicht verstehen, was sie sagt. Dann berühren feuchte, kleine Lippen meine Wangen. Lisa? Dann ein Paar raue, spröde. Freddy? Sie sind da. Meine Familie ist da. Plötzlich ist Bewegung an beiden Seiten. Mein Bett wird verschoben, der Beatmungsapparat herumgedreht. Die Geräusche sind laut, ich hasse sie. Ich möchte meine Kinder hören, ich will ihre Lippen spüren, ich will, dass sie zu mir kommen und mir von ihrem Leben erzählen. Clara? Clara! Kannst du nicht hören, was ich sage?

»Wir wären jetzt so weit.« Diese Stimme ist mir fremd. Sie ist tief und rauchig.

»Okay.« Clara spricht jetzt ganz leise, die Worte sind ein Hauchen, doch sie überbringen mir alles, was ich hören muss. Ich weiß, was jetzt passiert. Okay, antworte ich ihr. Unser Atem beruhigt sich, verhakt sich ineinander, tanzt im selben Rhythmus. Ich küsse ihren Nacken, taste mit den Lippen ihren Hals entlang.

Caroline Priewitzer

Venushügel

»Ach, das geht schon. Notfalls probieren wir‘s an ‘ner anderen Tür. Hab dich nicht so«, sagte Leif. Ich ging ihm nach. Wo er die Karten herhatte, keine Ahnung. Wahrscheinlich gewonnen, weil sie personalisiert waren.

»Ausweis«, forderte das blaue Mädchen.

»Den hab‘ ich zuhause vergessen. Geldbeutel auch. Nein, gar nichts, wo der Name draufsteht.« Kritisch blickte die Frau auf die personalisierte Eintrittskarte, auf welcher der Name Hannah Bader prangte, winkte mich dann durch.

Wir warteten auf den finalen Einlass zum Parkett. Ich war erleichtert, aber dennoch sauer. Regeln mochte ich, man konnte sich an sie halten. Leif konnte das wiederum nicht nachvollziehen. Auf seine Einladung hin hätte ich ohnehin skeptisch werden müssen. Aber natürlich hatte ich zugesagt, als er mich gefragt hatte.

»Im Prinzip ist das keine Personentäuschung, sondern lediglich ‘ne Namenstäuschung«, gluckste Leif in einem Misch aus Juristenjargon und Umgangssprache. »Das Festspielhaus hat ja kein Interesse daran, dass ausgerechnet und ausschließlich Hannah Bader den Tannhäuser hört. Die finden das bestimmt auch total super, wenn du zuhörst, Leonie«, sprach er weiter, während wir uns durch die wuselnden Anzüge und Abendkleider kämpften.

Leif und ich fanden zwischen einem dürren Herrn und einer rheinländischen Matrone in himmelblauem Satin unsere Plätze, meisterhafte Beispiele der üblichen Wagnerdemografik. »Wenn stets ein Gott genießen kann, bin ich dem Wechsel untertan«, las ich auf dem schmächtigen Anzugsschoß in der Partitur. Langweilt sich da etwa jemand? Ich schaltete mein Handy in den Flugmodus, las aber noch die Nachricht von Jonas. Er wünschte mir viel Spaß. An meine ausgeschmückten Leif-Anekdoten hätte er sich sicher besser erinnert, wüsste er, dass Hannah jetzt Geschichte war.

Es wurde dunkel; und die flatterhaft tiefen Klänge der Ouvertüre setzten ein. Sobald ich die Sicherheit einer fesselnden Szene fühlte, blinzelte ich hinüber zu Leif. Im Gegensatz zu mir liebte er das Risiko. In Bierrunden berichtete er häufig, aber keineswegs glorifizierend, davon, dass er auf Unipartys keinen Eintritt zahlte. Er kletterte durch offen gelassene Fenster oder versteckte sich in Laborräumen. Manchmal schickte er sich selbst E-Mails, in denen er sich zum Gewinner eines Phantasiegewinnspiels kürte. Und meistens klappte es auch noch. Hausarbeiten mit Seitenzahlbegrenzung nummerierte er einfach nach Gusto, während die übrigen Jurastudenten hektisch in der Bibliothek ihre Gutachten kürzten. Und seinen Freischuss diesen März bestand er, – sofern das bei einer staatlichen Examensprüfung möglich war, – sehr gut und mit unzulässig kommentierten Gesetzen. Sein Studium der Rechtswissenschaft sensibilisierte ihn für Schlupflöcher. Er perfektionierte die Gratwanderung.

In der ersten Pause standen Leif und ich etwas unbeholfen herum. Eine Stunde war lang. Es war ungewohnt, nur zu zweit zu sein. Mehr als ehemalige Klassenkameraden waren wir nicht und die Semester und Kilometer entfremdeten. Beim Überspielen der Entfremdung half ein überteuertes Bier. Umgeben von Tabuthemen einigten wir uns auf alte Schulgeschichten, welche ab und an von belustigten Kommentaren über besonders bemerkenswerte Tüllhaufen in den Wechseljahren gekreuzt wurden.
Obwohl niemand mehr nach meinem Ausweis fragte, war ich aufs Neue nervös. Meine Überforderung amüsierte Leif. Auf der Damentoilette sah ich, dass sich meine Frisur auflöste. Ich versuchte, sie mit ein paar Klammern wieder zu festigen. Die sich im hölzernen Opernhaus stockende Hitze trotzte sämtlichen Aufhübschungsversuchen und meine Arme waren schwer. Doch der Hauch von Alkohol in meinem Blut ließ meine Wangen rosig leuchten. Ich fühlte mich schön.

Der Vorhang öffnete sich wieder. Einschlafen funktioniert trotz Holzstühlen und Kartenpreisen eigentlich immer gut. Doch diesmal musste ich mich nicht auf Musik oder Bühnenbild konzentrieren, oder darauf, in lächerlich kurzen Abständen auf meine Uhr zu starren. Denn während Tannhäuser vor Begeisterung fast zerberstend Venus besang, blickte ich nur auf Leif. Es war elektrisierend, unsere Oberschenkel so nah aneinander im Dämmerlicht der Bühnenscheinwerfer zu sehen. Er saß lässig mit verschränkten Armen da und ließ sogar den unbequemen Holzstuhl gemütlich wirken. Seine linke Hand berührte beinahe

meinen Ellenbogen. Am Handgelenk die schwarze Casio, die Ziffern neongrün. Jonas hatte lange so eine merkwürdige Monduhr getragen, bis ich sie ihm ausgeredet hatte. Es tat mir leid, nicht nur die Sache mit der Monduhr.

Die kugeligen Lampen tunkten den Saal wieder in warmes Licht. Als ich nach draußen ging, hielt Leif bereits triumphierend eine Flasche Pfeffi in der Hand, die leuchtete wie Waldmeisterwackelpudding, bedrohlich grün. Sehr stilvoll.
»Leo, der muss weg! Wir haben nur noch ‘ne Dreiviertelstunde«, sagte er unangenehm laut und verschmitzt grinsend. Wir setzten uns abseits des Trubels auf eine Bank, und natürlich konnte ich nicht ablehnen, konnte ihm vor allen anderen nichts abschlagen und vertrug den Alkohol nicht. Grüne Sprenkel zierten mein Kleid. Seine Sommersprossen glühten im Licht der untergehenden Sonne golden.

Wir suchten kichernd unsere Plätze, was die Wagnerianer wütend stimmte, rollten sie ja bereits bei einem Räuspern genervt mit den Augen. Es wurde still um uns und wir passten uns an. Ganz sicher war es der Alkohol, als ich testend mein Knie an seines schmiegte. Mein Gesicht wurde heiß und wahrscheinlich rot, aber es war ja dunkel. Ich dachte an Jonas, aber nur sehr kurz, denn Leifs Hand näherte sich meinem Oberschenkel. Die letzten Takte erklangen, mir war noch immer schwindelig. Den Applaus nahm ich schemenhaft wahr und spürte nicht, wie meine Handflächen aufeinanderschlugen. Benommen taumelte ich in der Reihe von trägen

Gästen nach draußen in den Vorraum. Ganz nach draußen, zurück in die verlockende Dunkelheit. Leif brachte mich zu meinem Fahrrad. Dort stand niemand mehr, denn die Zielgruppe Radfahrer und Ich-zahle-ein-halbes-Vermögen-für-eine-Karte überschneiden sich kaum. Ich atmete tief durch. Leif lehnte sich vor. Als er sich von mir verabschieden und mich umarmen wollte, erhaschte ich seine Lippen. Er ließ es mit sich machen, und ich hörte nicht auf. Mir war schlecht. Ich war schlecht. Wir lösten uns.

»Leonie?«

Man kauft sich ein Handy und hofft, dass es diesmal lange hält. Anfangs noch mit akribischer Sorgfalt verhätschelt, traut man sich bald, es achtlos aufs Bett zu werfen, reizt die Sorglosigkeit weiter aus und dann, in der einen Sekunde der Unaufmerksamkeit, klatscht es auf den Asphalt. Man bückt sich, hebt es auf, dreht es um und sieht nur Splitter. Es war nie eine einzelne Unachtsamkeit, eher der Zenit, die Zuspitzung der letzten Jahre, Stunden und Begegnungen mit Leif. Man ignoriert die Zweifel, und dann kommen sie mit der Dauer des Moments potenziert zurück. Leif war mir plötzlich fremd und ich mir fremder. Doch es gibt diese Klebefolie, und es ist schließlich nur der Bildschirm. Ich war in Bayreuth, und Leif würde wieder nach Würzburg gehen oder weiter weg. Gesehen hatte es niemand. Der Gnade Heil ist dem Büßer beschieden, oder so. Ach, das geht schon.

Rebekka Gründel

Der Zug

Wie das Maul eines Ungeheuers schließen sich die Türen des Zuges, und der Motor erwacht zu brüllendem Leben. Nur mit Mühe hält der Junge sich davon ab, nach dem Halteknopf zu greifen und dem Spuk ein Ende zu setzen, noch ehe dieser wirklich begonnen hat. Stattdessen krallt er die zuckenden Finger um den Ledergriff seiner Tasche und senkt den Blick, als interessierten ihn die Kaugummileichen, die den Boden des Abteils mit weißen Flecken überziehen. Als die ersten Meter in der Dämmerung verschwinden, und er die Stadt, die seine Stadt ist, hinter sich lässt, wächst eine knisternde Leere im Kopf des Jungen. Seine Finger haben aufgehört zu zittern, aber seine Beine tanzen unkontrolliert zum Takt einer Melodie, die nur sie hören können. Seine Lippen beben, seine Augen tränen – Staub, versucht er sich einzureden. Staub und Luft, die man in fingerdicke Scheiben schneiden könnte; seine Beine tanzen. Der Schaffner tritt zum Nachtdienst an mit Augen wie Suchscheinwerfer. »Ticket?«, fragt er. »Ticket?«

Der Junge hat ein Ticket. Ungläubig hat er es aus dem Automaten geholt, als könnte er nicht glauben, wie viel Angst sich hinter einem kleinen Stück Papier verbergen kann. Dass er derjenige ist, der die Entscheidungen trifft, ist ihm so lachhaft erschienen in diesem Moment, dass es einfacher war, die Vorhersehung verantwortlich zu machen für den schmutzig-gelben Zettel zwischen seinen Fingern.

Ja, der Junge hat ein Ticket. Trotzdem wünscht er sich nichts mehr als eine Zigarette, hinter der er sich verstecken könnte, obwohl er nicht einmal raucht. Erst als der Schaffner mit müden Schritten an ihm vorübergeht, bemerkt er, dass er die Luft angehalten hat, und stößt sie mit der Ungeduld eines Kindes aus.

Die Nacht bricht herein. Noch immer frisst sich die ruckelnde Unaufhaltsamkeit des Zuges durch die Sekunden, und die Augen des Jungen werden schwer. Sie schließen sich langsam. Sie schließen sich. Sie schließen.
BRRRR macht das Handy in seiner Hosentasche. BRRRR BRRRR BRRRR.
Galle steigt wütend und feucht in seiner Kehle auf, doch anstatt den Stimmen nachzugeben, die in seinem Kopf toben, wischt er den Anruf beiseite: Eine nachlässige Bewegung seines Daumens, als hätte er nicht gerade sein eigenes Herz gebrochen.
Danach fällt es ihm nicht mehr schwer, die Augen offen zu halten.

Im ersten Morgengrauen verliert er beinahe den Kampf gegen sein Gewissen.
Dreizehn verpasste Anrufe.
Acht Sprachnachrichten, die er nicht angehört hat.
Vier SMS, die er sich weigert, zu löschen.
Eine Mutter, die sich in der Dunkelheit sorgt.

Die Verlassenheit, die in seinem Nacken lauert, seit er aufgebrochen ist, streckt ihre Fänge nach ihm aus und lacht leise. »Du schaffst es nicht«, raunt sie. »Schau dich an: Rennst davon und machst es nur noch schlimmer. Dreh um, das Daheim wartet auf dich.«
Ihr Standpunkt klingt sehr überzeugend.

Erst als er Asphalt unter den Füßen spürt, und der Zug im verblassenden Horizont verschwindet, erinnert sich der Junge daran, dass Daheim das Problem ist, und dass er die Monster, die sich in seine Gedanken eingenistet haben, nicht mit Vergessen bekämpfen kann. Mit aller Macht verscheucht er die ungebetenen Bilder, die so plötzlich auftauchen, als hätten sie schon auf die Gelegenheit gewartet. Es ist die Hartnäckigkeit der Erinnerungen, die sich festgesetzt haben wie eine Zecke. Der Junge spürt, wie sie ihn aussaugen, jede tickende Minute, und er wäre überrascht, wenn am Ende der Fahrt mehr als eine Hülle von ihm übrigbliebe.
Er dreht sich einmal um die eigene Achse und versucht, eine Entscheidung zu treffen: Weitergehen oder umkehren?
Vor seinem inneren Auge sieht er immer noch Glas, das im diffusen Licht halb zugezogener Vorhänge glänzt. Flaschen und zwischen ihnen eine schmächtige Hand. Taub am ganzen Körper beobachtet er wie aus weiter Ferne, wie er selbst immer wieder zwischen Tisch und Spüle hin und her geht, und sieht dabei zu, wie Tropfen um Tropfen der durchsichtigen Flüssigkeiten durch das Gitter rinnt. Die Hilflosigkeit seiner eigenen Geste lässt ihn beinahe wieder schreien.

Aber schließlich ist es nicht mehr er, der aushalten muss, sondern die Frau, die einmal seine Mutter gewesen ist. Er ist schließlich gegangen und hat sich geschworen, wieder und wieder und wieder geschworen, dass er nicht zurückblicken wird. Hat ja wunderbar funktioniert.

Umkehren oder weitergehen?

Als er den ersten Schritt tut, lockern sich die geballten Fäuste des Jungen. Der Zug fährt ohne ihn weiter, aber das macht nichts.

TEXTE AUS DER WERKSTATT

SCHREIBAUFGABE

Eine Figur bekommt einen Wunsch erfüllt, der sich als nicht beglückend erweist.

»Er hat mich einfach nicht in Ruhe gelassen damit. Versteh‘ ihn doch!«
Der Mann – Papa – schaute mich nicht an. Papa lehnte in einem flauschigen Kleid in der Haustür. So eines hatte Mama auch, und ich liebte es, mich an ihre Beine zu kuscheln, wenn sie darin morgens vor dem Fenster stand. Papas Beine waren haarig, das sah ich dort, wo sein Kleid aufhörte. Mama trug schon lange eine Hose und einen Pulli, es war kalt vor der Tür, obwohl die Sonne schien.
»Er sollte mich nicht kennenlernen. Da waren wir uns einig.«
Jetzt wünschte ich mir, Papa würde die Tür wieder zumachen.

Maximilian Christis

Ganz schemenhaft leuchtete die Sonne über ihm. Der Druck im Ohr ließ sein Gehirn und seine Nebenhöhlen wummern, es kitzelte in der Nase. Hans ließ seine Gliedmaßen in die Tiefe fallen und tanzte von unten mit den Möwen. Mit einem heftigen Ruck zog Frau Kühn ihn aus dem Becken. Sie riss ihm die Taucherbrille vom Gesicht. Ihre Trillerpfeife baumelte irgendwo zwischen Dekolleté und Hans, er konnte ihre Falten sehen in den Brustritzen. Steh auf, bellte sie. Hans kniff die Augen zusammen, griff nach ihrer Trillerpfeife und blies hinein. Mit einem Ruck stellte sie ihn auf die Beine und gab ihm eine Ohrfeige. Immerhin bist du wohlauf, sagte sie und zog an den Enden ihres nassen Badeanzugs, ich habe noch nie einen so schlechten Schwimmer unterrichtet. Frau Kühn, fragte er, hab ich bestanden?

Mit dem Abzeichen in der Hand stand Hans nun vor der Wassersportanlage. Die Möwen kreischten und pickten an alten Bratfischen. Noch ganz benommen von seinem Erfolg ging er nach Hause. Jonas saß in der Küche, sah Hans an, sah auf das Abzeichen und lachte. Ohne Tricks? Jonas klopfte ihm auf die Schulter. Dann können wir jetzt mit Papa Kitesurfen gehen. Hans sah sofort weg und ließ das Abzeichen in die Hosentasche gleiten, er hasste Vatertage.

Daniela Graf

Er riss die kleine Packung auf und schüttelte solange, bis sie ihren Inhalt freigab. Vor ihm lagen die Köpfe von sieben Sportlern auf dem Tisch. Er betrachtete sie kurz, dann schnipste er sechs von ihnen direkt in den Papierkorb. Den letzten nahm er vorsichtig in die Hand, starrte ihn an. Dann schlug er Seite 32 des Sammelalbums auf und klebte den Kopf behutsam in die dafür vorgesehene Fassung.

Er blätterte durch das Album. Ein Lächeln huschte über seine Lippen. Auf jeder Seite begrüßten ihn Köpfe. Jeder Platz war gefüllt. Und es hatte ihn nur knapp einen Tausender gekostet. Er schlug das Album zu, hielt kurz inne. Dann ließ er es in den Papierkorb gleiten.

Julius Krüger

SCHREIBAUFGABE

Erzähle von einer Figur, die in einer für sie überraschenden oder ungewohnten Situation ist.

Ich bin zuhause und kann es nicht fassen. Nicht fassen wie den Koffer mit Resten, an dessen Griff sich meine Hand klammert, oder Wände, die ich in Sekunden alle vier abklatschen könnte, nie ohne Seife waschen, Zack. Nicht fassen wie einen Stapel Papier, zwischen dessen Seiten irgendwo steht: »Zuhause«, oder »Zahlungsverzug«. Ich kann nicht fassen, wie weit alles von mir abgerückt ist, alles, was ich nur eine Straßenbahnfahrt, eine Zug- oder Flugreise außerhalb meines Wahrnehmungskreises glaubte. Ich kann es nicht fassen und nicht mehr zusammenhalten, die Teile meines Lebens sind auseinandergestoben und ich greife leer dazwischen. Ich kann mich nicht umdrehen und verstecken, obwohl ich den Schlüssel dazu in der Hand halte. Sie wollen, dass ich gehe, wohin, brauchen sie nicht zu wissen. Ich bin ja jetzt zuhause in der Welt, da findet sich schon ein Plätzchen. Vielleicht wird es gleich der Stadtplatz, beim Briefkasten vor der Agentur, wo ich den Schlüssel bis Mittag einwerfen soll. In der Nachmittagssonne soll es dort auf den Bänken gemütlich sein, zwischen den Tauben. Oder warum so engstirnig denken – für einen Flug reicht meine Urlaubskasse bereits, den Rückflug kann ich mir ja nun sparen. Mittelstrecke in den Süden, warum nicht. Ich kann nicht fassen, mit welcher Leichtigkeit ich bis vor einem Monat irgendwohin geflogen wäre. Jetzt heißt es Badestrand oder zwölf Wocheneinkäufe. Das ist übertrieben, ich weiß. Aber ich kann nicht

fassen, wie viel greifbarer es geworden ist, während alles andere sich meiner Macht entzogen hat.

Ich will realistisch bleiben. Die nächsten paar Wochen werde ich mich vor meinem Zuhause flüchten, auf die Sofas von Freund*Innen, die nicht fassen können, dass es dazu gekommen ist. Ich werde meinen Mitbewohner*Innen aus dem Weg gehen und mich für etwas Besseres halten, überzeugt sein, dass ich nicht hierhin gehöre. Damit meine ich nicht nur die Straßen meiner Stadt, nein, sondern eben mein ganzes neues Zuhause, dass sich zwischen allen Innenräumen der Welt aufspannt und seine Bewohner unter Lichtverschmutzung und Sterne deckt. Ich kann nicht fassen, wie eingeengt ich mich in diesem Raum fühle. Wie sehr ich wieder in ein gedämmtes Loch kriechen und es nur zeitweise gegen Bezahlung verlassen will. Ich fühle mich eingesperrt in einen Raum von Möglichkeiten, vor denen es mich graut. Und ich kann ihn nicht fassen, kann ihn vorerst nur ausblenden und mich zaghaft in Bewegung setzen.

Maximilian Christis

Nachts bei McDonald´s

Das Calvin-Klein-T-Shirt klebt von Schweiß durchnässt an meiner Brust, als ich nach vier Stunden die Raststätte erreiche. Umgeben von tiefer Dunkelheit steht sie hell erleuchtet da, das grell-grüne Licht der Zapfsäulen fällt in meine Augenwinkel. Es schimmert umher und die Luft stinkt nach Benzin. Hier ist kein Mensch, kein Tier. Nur ich. Und McDonald´s. Fettige Fingerabdrücke spiegeln sich auf der Eingangstür, mit einem Ruck stoße ich sie auf. Rechts sind die Toiletten, geradeaus die Kasse, links McDonald´s. Vor mir eine unendliche Vielfalt an überteuerten Süßwaren, die nur darauf warten von kleinen dicken Kinderhänden gegriffen und so lange gedrückt zu werden, bis sie gekauft werden müssen. Aber ich will Pommes. Gelb und salzig.

Ein scharfer Putzmittelgeruch dringt in meine Nase. Ein Mann mit blauem Turban schiebt seinen Putzwagen durch den Laden. Hin und her. Ich betrachte ihn. Seine lila Gummihandschuhe, den Blick so tief nach unten gesenkt, so besonnen sieht er aus, völlig in Einklang mit sich und der Umgebung. Wie die Figur aus einem Bilderbuch. Ich gehe rüber zum Tresen und lasse meine Augen über das endlose Menü schweifen.

»Junge Dame?« Ich zucke zusammen.

»Äh... ja?« Der Turban Mann steht nun direkt vor mir. Seine Augen kleben auf meinen, sie sind so blau wie der Ozean. Seine Mundwinkel zucken, seine eingetrockneten Lippen pappen aufeinander. Den Rücken immer noch gekrümmt liegen seine Hände ordentlich

nebeneinander auf dem Griff des Putzwagens und aus seinem hellblauen Putz-Overrall kann ich schwarze Brusthaare spitzen sehen. Langsam bewegt sich sein Arm nach links, ich folge ihm und erstarre. Auf den weißen Fliesen ist Blut, es sieht aus wie Fußabdrücke.
»Junge Dame?« Seine Stimme klingt so dunkel, so fremd. Seine ozeanblauen Augen richten sich nun nach unten auf meine Füße. Meine Füße sind blutverschmiert. Ich erstarre und erst jetzt bemerke ich wieder den Schmerz. Aber nicht den Schmerz, der an meinen Fußsohlen klebt, sondern das tiefe Ziehen in meiner Brust. Das Brennen, welches langsam meine Kehle hochkriecht und mir den Atem nimmt. Wie kann es sein, dass ich jetzt noch am Leben bin?
Ich zucke mit den Schultern. »Sorry.« Seine dunklen Augenbrauen schieben sich nach oben »Was sorry, junge Dame?!« Genervt wandert mein Blick von ihm zum McDonald´s-Menü und wieder zurück »Ich will Pommes.«
Mein Gesicht verschwimmt nun in seinem blauen Ozean. Plötzlich zieht er seine Mundwinkel nach oben und er lacht. Er lacht so sehr, dass sein Turban verrutscht und er ihn wieder richten muss. Lächelnd greift er in seinen Putzwagen. »Warte.« Ich warte, schaue ihm verdutzt zu, wie er zwei blaue Plastiktüten hervorholt. Sie sehen so aus, wie das, was die Leute von der Spurensicherung beim Tatort immer an den Füßen tragen. Er reicht sie mir. »Danke.« Ich ziehe sie mir über die Füße. Er sieht mir lächelnd dabei zu. Ich lächle nun auch.
»Pommes?« Ich zeige rüber zur McDonald´s-Kasse. Dort steht bereits eine Frau mittleren Alters, die vorsichtig in meine Richtung blickt. Ihre Haare sind orange und zu einem kleinen

rattenschwanzartigen Zopf geflochten, der gepflegt auf ihrer rechten Schulter liegt. Auf ihrer Nase kann ich Sommersprossen erkennen.

»Muss arbeiten, kann nicht.« Der Turban-Mann zuckt mit den Schultern, ich ziehe mein Calvin-Klein-T-Shirt zu Recht. »Okay.«

Er lässt die Mundwinkel nach unten fallen und macht sich daran, mit einem Wischmopp meine Blutspuren zu verwischen. Mich kann man aber nicht verwischen, nicht vergessen. Mich muss man sehen, damit ich mich fühlen kann. Meine Füße sind taub. Das kühle Plastik schmiegt sich an sie, als ich rüber zur Kasse gehe und meine Pommes bestelle. Ich setze mich dann ans Fenster an einen der Tische, die weit weg vom Eingang stehen. Ich mag nicht den eisigen Luftzug in meinem Nacken spüren. Es soll warm und gemütlich sein.

Zuhause ist es nicht warm und gemütlich. Nur dunkel und kalt, da sieht mich niemand.

Ich schiebe die ersten Pommes zwischen meine aufgescheuerten Lippen, fahre sie so lange über meinen Mund, bis sich all das Salz in den kleinen Wunden verteilt hat. Tränen schießen mir in die Augen, der Turban-Mann hebt noch die Hand, als er wieder in den Tiefen des Raststätten-Shops verschwindet. Zurück ins Bilderbuchparadies. Ich wünschte, ich wäre auch eine Figur in einem Bilderbuch. Mein Herz schlägt so schnell unter dem Calvin-Klein-T-Shirt. Ob er das spüren kann?

Anne Drews

SCHREIBAUFGABE

Die Ausgangsszenerie ist: Ein Paar guckt sich am Strand einen wunderschönen Sonnenuntergang an. In der Gruppe machen wir eine Liste mit Sätzen und Wörtern, die wir damit unmittelbar assoziieren. Dann gilt für jeden: Schreibe eine Szene, in der keiner der Sätze, keines der Wörter von der Liste vorkommen darf.

In der zwanzigstöckigen Mietskaserne waren alle Fenster und Balkone nach Westen gerichtet. Die Bauweise war nicht zufällig auf Sonnenuntergänge ausgelegt, dieses visuelle Erlebnis am Ende des Tages stand hoch im Kurs, denn sonst gab es rein gar nichts zu sehen. Im Osten erstreckten sich die Solarfelder und Food-Plantagen, dort standen auch die riesigen Wasserdestillatoren, Rührung war in dieser Richtung nicht zu haben. Und der Rest war eine große Leere, wie man sie in solchen Wüstenregionen zur Genüge kennt, man hat sich sattgesehen an der Erhabenheit der Weite, die auf Dauer erschöpfend ist. Wenn man die Menschen ruhig halten will, dachte Lia, ist es nur zweckmäßig, sie nach Westen blicken zu lassen. Neben ihr im erträglich werdenden Licht saß Penny und dachte etwas Ähnliches, vielleicht nicht ganz so kritisch: In Gedanken rezitierte sie Heine. Dann stand sie auf, um aus der Küche ihre Kamera zu holen, die wie alle elektronischen Geräte im Kühlschrank lag. Stumm kehrte sie auf den Balkon zurück und wartete, dass das Hitzeflimmern der Luft nun bald nachlassen würde. Die Kamera lag noch angenehm kalt in ihren Händen. Es fiel ihr ein wie ein Scherz: einen kühlen Blick auf etwas werfen, und einem plötzlichen Kribbeln

nachgebend, berührt sie mit dem fröstelnden Kamerakörper Lias rechte Brust. Ein leises Stöhnen, überrascht, sie wirft so einen Blick, der trifft Penny mit voller Wucht. Warmes Licht schmeichelt Lias Haut und auf einmal hat die Atmosphäre diese lüsterne Schwere. Penny, die den ganzen Tag auf die Frische des Abends gewartet hat, wird nun wieder heiß. Sie grinst und klemmt die Kamera zur Kühlung zwischen ihre Beine. Die Luft hat sich langsam von ihrem fiebrigen Zittern erholt und gibt einen klaren Blick auf die rote Sonne frei, die nun fast den Horizont berührte. Während Penny die Blendengröße wählt, sagte Lia: Dass dich das Motiv immer noch interessiert. Aber sie wunderte sich nicht wirklich über die hunderte von Sonnenuntergängen, die Lia mittlerweile auf ihrer Speicherkarte angehäuft hatte. Auch sie wünschte sich, diese flutenden Momente latenter Erregung festhalten zu können. Obwohl sie vermutlich von jemandem kalkuliert eingesetzt wurden. Da war sie sich ziemlich sicher.

Rabea Conrad

Seriöses Hygienebusiness

Die industrielle Abfallwirtschaft von Rheda-Wiedenbrück war ihrem Ruf mal wieder gerecht geworden. Das im letzten Monat verabschiedete Sichere-Müllbehälter-Gesetz der konservativ-liberalen Landesregierung schlug seine ersten fauligen Blüten in den neuen Abfallcontainern vor der Fabrik, die uns bisher als Tummelplatz und Jagdrevier gedient hatten. Eine entfernte Verwandte aus Angermünde berichtete bei einer der letzten Familienfeiern von dem Schlaraffenland in ihrer Nachbarschaft – Brandenburg stellt für unsere Gattung einen Landstrich dar, in dem uns Tür und Tor jeglicher Mülltonnen offen stehen. Nicht so in unserer Heimat, im Grenzgebiet zwischen Hessen und Ostwestfalen.

Allie erklomm die teflonglatte Außenhaut des Behälters mit gewohntem Geschick, ich benötigte für derartige Turnübungen stets etwas länger. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen hinter das Backsteingebäude, lange konnte es nicht mehr dauern. Wenn schon nicht für nächtliche Raubzüge, bei denen wir regelmäßig das gesamte Interieur der grauen Schatzkammern professionell auseinander nahmen, so konnten wir die Behältnisse nach ihrer gesetzeskonformen Versiegelung nun wenigstens noch für die Praxis der *contemplatio* nutzen. Allie streckte mir ihre weiche Pfote entgegen: Wir sind schon lange ein Team, das seine unterschiedlichen Fähigkeiten optimal zu nutzen weiß.

Als wir endlich beide auf dem Rücken des Containers saßen, Schulter an Schulter, kam ein Windzug auf. »Gleich ist sie ganz verschwunden«, brimste Allie in mein Ohr und stupste mit ihrer Schnauze an meine Schnurrhaare. Ich spürte das heiße Verlangen nach einer ausgiebigen Waschung. Selbst an Feiertagen wie heute, an denen wir nicht unserem üblichen Tagesgeschäft des *pick and collect* nachgingen, fühlte sich mein Fell am späten Nachmittag klebrig und waschbedürftig an, eine *déformation professionelle* unserer Gattung, die uns in den Augen der Menschen zu neurotischen Hygienefreaks hat werden lassen. Aus Marketinggesichtspunkten erwies sich das allerdings als großer Vorteil. Der Dienstleistungsbetrieb meines Cousins, der unter dem naheliegenden wie sprechenden Namen »Waschbär« seriöses Hygienebusiness betrieb, war mittlerweile sogar schon im MDachs gelistet. Im Dachsverband der Berufsgenossenschaft war immer noch kein einziger Bieber, geschweige denn ein Vertreter unserer Gattung vertreten, und das freie Spiel des Marktes war durch diese Monopolstellung der Marder und Grimbärte erheblich beeinträchtigt.

Ich strich mit meiner rechten Pfote sanft über Allies Rückenfell. »Denkst du eigentlich manchmal daran, eine weite Reise zu unternehmen?«, brimste ich und betrachtete dabei ihre Vorderpfoten. »Würdest Du denn mitkommen?«, erwiderte sie und tastete dabei nach meinem Ellenbogen. Ich schwieg, dachte an ein ausführliches Schaumbad der Marke Kneipp. »Seit der Sache mit den Ventilatoren hat sich unsere Situation dramatisch verschlechtert«, begann ich. »Der Warenumsatz hat an Dynamik eingebüßt, und viele Kollegen sind in

Kurzarbeit. Mauler scheint die Probleme in der Fabrik nicht in den Griff zu bekommen. Und wenn die Fabrik leidet, dann schadet das auch unserem Geschäft.« Allie deutete ein Nicken an, »lass uns die Situation am Schopf packen und diese Gegend endlich verlassen. Jetzt ist die richtige Zeit dafür.«

In diesem Moment verschwand die Sonne vollständig hinter dem Giebel der Hausmeisterwohnung, und ich schmiegte mich noch ein Stück fester an Allies Fell.

Patrick N. Klösel

Bonnie und Clyde

21:23, Röhrensee, Sonnenuntergang, B+C sitzen noch immer auf den Steinen, hält Bruno auf dem Diktiergerät fest.
»Er sollte nach ihrer Hand greifen«, flüstert Cleo. Mit einem Fernglas bewaffnet sitzt sie neben ihm hinter dem Gebüsch und beobachtet gespannt das Geschehen. Sie trägt kurze khakifarbene Hosen und einen dunkelgrünen Sweater, der viel zu warm für 23 Grad sein muss. Ihr dunkelblondes Haar liegt in einem Knoten im Nacken. »Mach doch, Clyde!«
»Psst, sei doch leise. Er hört dich sonst noch.«

»Quatsch.« Er weiß, dass sie hinter den Gläsern die Augen verdreht. So brilliant Cleo im Labor ist, so nervenaufreibend ist sie im Feld. Ohne sie zu arbeiten, erscheint Bruno dennoch unvorstellbar. Bonny und Clyde bewegen sich immer noch nicht. Ein Jogger läuft mit AirPods vorbei, wirft einen kurzen Blick auf das Paar, sieht nach vorne, dreht sich noch einmal um, läuft weiter.

»*21:25, B+C erregen die Aufmerksamkeit eines Joggers aufgrund fehlender Interaktion.*«

»Ich habe dir doch gesagt, er soll ihre Hand nehmen, « zischt Cleo. »Oder seinen Arm um ihre Schulter legen. Ich hab doch die Hände extra dafür designed.« Sie wirft ihm das Fernrohr zu und holt sich einen Müsliriegel aus der Tasche. Brunos Pobacken schmerzen und er würde am liebsten seine Position wechseln. Cleo hat Recht. Warum macht Clyde nur nichts? Er selbst hat das Motiv Sonnenuntergang in seinen Speicher programmiert. Aus einer Analyse von zigtausenden Filmen, Büchern, Interviews, Webseiten und anderen Ressourcen hätte er schon längst eine Aktion generieren müssen.

»Mann, das hat doch so keinen Sinn. Du hast es echt verkackt.« Cleo macht Anstalten aufzustehen, doch Bruno legt ihr seine Hand auf die Schulter.

»Gib ihm noch etwas Zeit, er rechnet sicher gerade sämtliche Ausgänge seiner Handlungsoptionen durch.«

Cleo seufzt lautstark und knabbert an ihrem Daumennagel. »Wie lange kann das denn dauern? Mann, Bruno, es ist 2020, meine Aufmerksamkeitsspanne reicht dafür nicht. Dein Algorithmus ist kacke.«

»Du kannst ja gehen, wenn du willst. Aber bitte leise.« Schon bereut Bruno das Angebot. Cleo presst verärgert die Lippen aufeinander, aber bleibt zum Glück sitzen. Sie reißt ihm das Fernglas wieder aus der Hand, hebt das Diktiergerät auf und murmelt: *»21:27, ein Vogel scheißt auf B, C rührt sich nicht.«*

»Was? Gib her!« Alarmiert erobert Bruno das Fernglas zurück, um dann erleichtert aufzuatmen. Da war keine Vogelkacke. Stattdessen kommt nun hinten eine junge Frau in einem knappen, schwarzen Höschen und einem roten Sport-BH um die Kurve. Ihre Brüste wippen bei jedem Schritt von einer Seite zur anderen. Bruno merkt, wie er errötet und sieht ertappt zu Cleo. Doch die ist mit ihrem Handy beschäftigt. Er erspäht ein Gähn- und ein Aubergine-Emoji und blickt schnell wieder zu Clyde. »Da, ich glaub jetzt tut sich was!«

»Finally!« Noch bevor Bruno reagieren kann, ist Cleo schon aufgesprungen und kneift angestrengt die Augen zusammen. Ihm bleibt keine Zeit, sie nach unten zu drücken, denn in diesem Moment geht ein Ruck durch Clyde. Sein Oberkörper erhebt sich, und seine Hände um-klammern den Stein, als müsse er sich zwingen, sitzen zu bleiben. Schnell greift Bruno nach dem Diktiergerät.

»21:29, eine Joggerin nähert sich den Subjekten, C setzt sich aufrecht hin, sein Kopf dreht sich nach rechts, die Joggerin läuft, C sieht nach vorne, die Joggerin läuft, C dreht den Kopf nach links, die Joggerin läuft vorbei, C öffnet seinen Mund, ein Geräusch ertönt, C… C pfeift ihr nach?«

Verwundert lässt Bruno das Fernglas sinken.

»Was?«, schreit Cleo, die Stimme viel zu hoch, und scheint endgültig jede Vorsicht zu vergessen. »Was hast du gemacht, du Idiot! Du hast ihn zu einem sexistischen Arschloch programmiert!« So wütend hat Bruno sie noch nie gesehen. Mit einem Satz ist sie über den Busch gesprungen und rennt zu den Steinen. Bruno, der Angst um Clyde bekommt, eilt hinterher.

»Das… das war ich nicht! Er muss das aus dem Speicher gezogen haben.«

Fast wäre er in Cleo gerannt, als diese wie angewurzelt stehen bleibt. Zu zweit beobachten sie, wie Bonnie sich zu ihrem Freund dreht, langsam den rechten Arm hebt, ausholt und dann mit einer Wucht ihre Hand auf Clydes Wange sausen lässt. Die Enten im See stieben aufgeregt auseinander, als das Geräusch von Metall auf Metall die Luft erfüllt.

Cleo dreht sich zu ihm um und strahlt. »Wenigstens funktioniert die Motorik.«

Jaqueline Mühlbacher

SCHREIBAUFGABE

Schreibe einen Text mit genau 45 Wörtern. Es darf kein Mensch, kein Tier, kein Lebewesen darin vorkommen.

Dunkelschwarzgelbe Schwefelwolken dichten den Himmel ab, nichts kommt durch, kein Quäntchen Licht, seit Jahrhunderten. Nur manchmal fällt etwas saurer Regen auf die kahle Landschaft. Im Bauch der kalten Erde rumort es, sie stößt ein bisschen Lava auf, die sich ins leere Meer ergießt und erstarrt.

Rabea Conrad

Drei Socken, eine auf dem Weg vermisst, eine mit Rüschen, die anderen mit Kringeln. Ein fremdes Paar Schuhe, offene Fenster. Verloren liegt ein Baby-Phon am Boden. Am Negligé löst sich ein Faden. Flecken in weiß, gelb, rot. Die Nacht ist neu. Was bringt der Morgen?

Daniela Graf

Maytag Blue

Aura Niva Langes Munster Lor Bavaria blu
Dairy Emmentaler Stinking Bishop Comté Yak Bel Paese
»Halloumi, Kopanisti!« Damen Panir: »Gjiza, Bra!«
2 Mönche Tilsiter Brimsen »Brie de Melun, Gabriel!«
Feta Roter Mönch mit Birne Gruyère »Mozzarella!«
Omma, Batzos Kummel, Sage Derby »Damme Brick«

Patrick N. Klösel

Wind fegt über die Oberfläche des Planeten und wirbelt roten Sand auf. Unter dem roten Staub liegt eine Solarzelle begraben. Die Sonne lädt die Batterie langsam wieder auf. Vierzig Prozent. Der kleine Rover erwacht zum Leben. 427 Sol seit dem letzten Kontakt. Keine neue Direktive.

Julius Krüger

SCHREIBAUFGABE

Gehe raus und beobachte einen Ort, notiere und protokolliere, was du siehst. Verwandle den dokumentarischen Text anschließend in einen literarischen Text.

Sonntagsfrühstück

Seine Hände sind gefaltet. Mit der Zunge fährt er über seine Zähne, seine Augen liegen tief, sein Blick ist gesenkt. Er weiß nicht, was er sagen soll, was die richtigen Worte sind in solch einer Situation. Unter dem Tisch tätschelt Brigitte immer wieder sein Knie. Er würde Großvater werden. Aber wer soll das alles bezahlen? Tom würde sein Studium abbrechen, das hatte er schon vorhin am Telefon gesagt. Das Studium, was er seinem Sohn seit über fünf Jahren finanzierte.
Und jetzt das.
Brigitte sucht seinen Blick, findet ihn und zeigt auf die mit Blumen dekorierte Theke. Wie schön. Er lacht, kleine Lachfältchen bilden sich, er kneift die Augen zusammen. Sein Sohn ist ganz still. Er sitzt ihm gegenüber und neben ihm seine Freundin. Immer wieder streicht sie sich in sich lächelnd über den Bauch, er sieht ihr dabei zu. Kratzt sich am Kopf. Er weiß nicht, was er sagen soll. Senkt langsam seinen Blick und starrt auf den Teller. Bisher hat er kaum etwas gegessen, er hat keinen Appetit. Vor seinen Augen sieht er nur noch Zahlen, seinen

Kontostand. Wie als würde er auf seinem Teller stehen und wenn er ihn lange genug anstarren würde, würde er sich vielleicht verändern. Sein Blick geht hoch zur Freundin seines Sohnes. Er bemerkt einige Krümel, die in ihrem Mundwinkel kleben. Unauffällig sucht er ihren Blick, fährt sich mit dem Zeigefinger über die Lippen. Keine Reaktion. Erst als er beginnt sich mit der rechten Hand über den Bauch zu fahren, sieht sie ihm direkt in die Augen.
Dann steht sie auf und geht.

Anne Drews

Bayreuther Luft

Noch beflügelt von der Nacht, ziehe ich leise die Tür hinter mir zu. Und als ich fast schwebend übers Fischgrätenparkett das Treppenhaus hinabgleite, wird es am Ende zur Haustür hin doch ein Poltern. Im Glanz von smaragd und purpurnen Kolibris auf goldgelben Jugendstilwandfliesen verlasse ich den Altbau wie ein trampelnder Elefant.

Hinaus an die frische Luft. Wie kann es sein, dass sie in Bayreuth jedes Mal aufs Neue so überwältigend frisch ist? Frischer als in München. Definitiv. Kühl. Ist sie besser? Fühlt sich die Luft in den kleinen Städten nur anders an, oder hat sie auch mehr Qualität? Mehr Sauerstoff?

Ist Sauerstoffgehalt das einzige Qualitätsmerkmal von Luft? Sie ist weich. Wie unsichtbare Wolken, die mit ein paar Grad mehr Dichte wieder zu sehen wären. Als läge Bayreuth in einem durchsichtigen, gerade noch zu erspürendem Teig, der meine Finger und Wangen umschmeichelt.

Aber je weiter ich mich vom Haus entferne, desto weniger spüre ich meine Finger. Ich meine, desto deutlicher schmerzt in ihnen nun doch Kälte. Lässt sie steif werden. Gerade noch schaffe ich es mein Handy in die Jackentasche rutschen zu lassen, und nicht auf den Asphalt.
Vielleicht zwingt mich die Bayreuther Luft in die Bäckerei, um mich aufzuwärmen. Nicht nur meine Hände, mittlerweile brennt auch mein Gesicht und meine Lunge sticht. Der kurze Sprint war trotzdem zu langsam. Oder? Wollte ich den Bus verpassen?
«Der Wichser von allen Seiten» so haben wir früher Eifersucht genannt. Weil sie von innen und außen schmerzt.

Am Stehtisch, durch den Kaffeedampf über dem Pappbecher, kann ich sein Fenster sehen und frage mich: Wird er das Bett gleich beziehen? Oder noch ein bisschen im Uns verweilen? Wird er Uns ausschütteln? Wird er die Fenster nach dem Duschen öffnen und den letzten Hauch von Uns hinaus entlassen? Die Decke gar aus dem Fenster hängen, so wie es eigentlich nur Omas machen, weil Bett beziehen zu auffällig wäre? Die frische Bayreuther Luft das Zimmer

reinigen lassen, damit alles wieder parat ist? Nicht für mich. Für sie. Die bald nach Hause kommt.

Anna Job

SCHREIBAUFGABE

Automatisches Schreiben. Vorgabe: Fünf Minuten schreiben ohne abzusetzen. Verwende die Sätze »Ich sehe zu« und »Ich habe Angst« als Anfang und Ende.

Schwalbenpapier

Ich sehe zu. Sehe wie die Papierfetzen gleich weißen Schwalben um seinen Kopf wirbeln, nach einer Lücke im chaotischen Gemenge suchen, um sich dann mit einer sanften Landung auf dem Parkett zur letzten Ruhe zu begeben. Papier um Papier, Fetzen um Fetzen. Da geht sie dahin, meine Arbeit von drei Jahren.
Die Zeit steht still, ich kann ihn nicht aufhalten. Wie ein tollwütiges Tier zerfetzt er das Skript, keine Seite ist vor seinem Jähzorn sicher. Er tobt, er wütet, er mordet. Der Berg Papier wird größer, und noch nie ist mir mein Werk so mächtig, so enorm erschienen.

Es macht Sinn, dass es so endet. Doch ist das Ende sinnlos.

Ich habe Angst.

Jaqueline Mühlbacher

SCHREIBAUFGABE: AUTOMATISCHES SCHREIBEN

Schreibe fünf Minuten ohne abzusetzen, zugerufene Wörter müssen in den Text einfließen. Zugerufen wurden »Vorschlaghammer«, »Stromausfall«, »Banane«.

Vorschlaghammer. Grün war das Köfferchen, aus dem er hervorlugte. Neben fünf anderen Spielzeugwerkzeugen aus Plastik. Ich hatte es ihr doch gesagt. Aber, weil ich nicht streiten wollte, sagte ich: »Oh wie cool«, und beschloss später ein Ventil zu suchen.

Beim Stromausfall fanden wir uns in der Küche wieder.

»Wie kann man denn ein Kabel durchschneiden?«, sagte ich.

»Es lag unterm Käse! Ich hab‘s nicht gesehen!«, sagte er.

Wenn ich nicht so verliebt gewesen wäre, hätte ich gelacht. Aber so blieb es bei »dass dir nichts passiert ist«.

Als wir im Dunkeln beide nach der Banane griffen, sagte ich zu ihr »Du solltest doch keine Geschenke mitbringen. Behalte dein Geld für dich. Die Zeit der Omas ist es, die Kinder brauchen. Keine materiellen Dinge.«

Anna Job

SCHREIBAUFGABE: AUTOMATISCHES SCHREIBEN

Schreibe fünf Minuten, beginne mit dem Satz »Jedes Mal, wenn sie die Kaffeemaschine gurgeln hört(e)...«.

Jedes Mal, wenn sie die Kaffeemaschine gurgeln hörte, dachte sie an David. Sie roch den bitteren Geruch des Kaffees und fühlte sich in das kleine Ostsee-Dünen-Häuschen zurückversetzt. Sonnenaufgang am Meer. Normalerweise konnte sie es nicht leiden, früh auszustehen, aber Glück kann man doch nicht einfach verschlafen?
Lina blickte zur Kanne. Dauerte noch, obwohl sie zwei Tassen kochte, eine für jetzt, eine für unterwegs. Damals hatten sie, sonnencremeklebrig, müde und träge vom Tag am Strand, gestritten, ob French Press oder Maschine. David war ein Verfechter von Filterkaffee, sie hatte für Ruhe und Effizienz argumentiert. Später, als sie David nur noch in Andeutungen lieben konnte, hatte sie sich eine Kaffeemaschine gekauft.

Rebekka Gründel

SCHREIBAUFGABE

Beginne mit dem Satz »Ich erinnere mich daran, wie ...«, ende mit dem Satz »Ich erinnere mich nicht daran, wie ...«.

Opapa

Ich erinnere mich daran, wie Opapa mit einem hellen Pfeifen nach Hause kam. Ich erinnere mich an seinen trockenen Husten, bei dem ich mir die Ohren zuhalten musste. Wie er am Sonntagabend Tatort geschaut hat und ich mitschauen durfte, obwohl das Sandmännchen schon vorbei war. Wie ich auf die Sofalehne geklettert bin, meine kurzen Beine über seine Schultern gelegt und in seinen weißen Haarkranz Zöpfe geflochten habe. Wie wir an den See gefahren sind und er den ganzen See durchschwommen und ich mit Fernglas am Ufer und danach Pudding. Wie er von seinem Waschbrettbauch geredet hat und Omama nur milde gelächelt.
Ich erinnere mich nicht daran, wie ich mich von ihm verabschiedet habe

Noah Band

Griechischer Frappé

Ich erinnere mich daran, wie Du mir einen griechischen Frappé gemacht hast. Ein Mal. Er war schon lecker. Du hattest die Sahne selbst geschlagen, den Nescafé gemixt, Vanilleeis und Eiswürfel hineingefüllt. Er sah toll aus. Kleine Sprenkel des Nescafés schmückten das Sahnehäubchen und das Vanilleeis zog ein verspieltes Muster beim Schmelzen. Er war süß und kühl. Erfrischend an so einem Tag. Die Luft stand auf dem Balkon unserer Zweizimmerwohnung.
Aber du wusstest, dass ich gerade keinen Zucker esse. Und trinke. Wenn wir in der Eisdiele sind, bestelle ich immer eine Tasse Kaffee. Du nimmst immer eine Kugel Nuss und eine Zitrone. Dann reden wir kaum. Du bist am Handy.

Aber das Größte am Frappé war der Dank, den du erwartet hast. Gefühlte zwei Wochen hast du dich selbst gelobt. Als wir mit Nadja Cappuccino to go geholt haben, sagtest du: »ICH habe Ina neulich einen Kaffee gemacht. Einen griechischen Frappé...« Darauf endlose Beschreibung. Oder als Manu fragte, wer mit auf nen Eiscafé will: »Ina, sag Manu, was Du neulich für einen Eiscafé hattest!« Die naive Freude in deinen Augen und das kindliche Grinsen, taten mir fast schon leid. Doch dann waren sie wieder da, die Fanfaren, deren Klang deinen Weg aus der Küche begleitet hatten, zu mir auf die Yogamatte. Ich war ja bestimmt gerade fertig. Wo ist auch der Unterschied zwischen Endmeditation und Nichtstun?

»Na?«
Erwartungsvolles Glotzen, dem das verwirrte Unverständnis in meinem Blick entging.
»Ist das nicht der geilste Frappé, den du je hattest?«
Als würde ich dauernd Frappé trinken, und dieser sei aus handfesten Gründen geiler, als meine wöchentlichen Standart-Frappés.

In Filmen trinken Pärchen manchmal morgens Kaffee im Bett. Und dann reden sie. Manchmal bringt er ihn ihr. Normalen Kaffee, der duftet. Da sage ich dann immer »Kaffeegemütlichkeit« oder »Morgengemütlichkeit«. Ich sage das, weil ich die liebe. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass du mir jemals eine Tasse Kaffee ans Bett gebracht hast.

Anna Job

Ich erinnere mich daran, dass Tizian irgendwann heulend aus dem nach Jungsschweiß müffelnden Tischtennisraum gerannt ist. Bestimmt drei Runden lang hatten wir ihn da schon getriezt. Mir tat der Bauch bereits weh vom Lachen. Jeder philosophierte darüber, wie die Kacke ja quasi durch Tizians Boxershorts und dann sein Hosenbein hinunter auf den Kachelboden gerutscht sein musste. So ein bisschen lustig fand er's auch am Anfang, glaube

ich. Irgendwann warf er dann aber den schon an mehreren Stellen abgewetzten gummibeschichteten Schläger auf die Fliesen. Rote Seite nach oben, so rot wie sein Gesicht. Daraufhin herrschte betretenes Schweigen. Aber nicht nachlaufen, das wäre uncool gewesen. Wir spielten weiter Rundlauf, und unsere dramatisch tänzelnden Bögen um den brauen Fleck wurden immer kleiner.
Nach diesem Wochenende kam er nicht mehr zu den Proben. Tizians Mutter holte irgendwann seine Noten ab, und seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen. Komisch, denn obwohl der Vorfall das Thema an diesem Chorwochenende war, erinnere ich mich irgendwie nicht mehr daran, wie wir darauf kamen, dass das Tizian gewesen sein soll.

Caroline Priewitzer

Eine Kindheitserinnerung

Im Auto war es unangenehm still, denn meine Mutter traute sich nicht, das Radio anzuschalten.
»Papa, du bist doch jetzt Halbwaise, oder?«
Er beantwortete meine Frage nicht. Stattdessen wurde er richtig sauer. In meinen früheren Erinnerungen – so auch in dieser – sind Ausraster von Menschen nur weite Mundbewegungen,

wie im Film bei schlechten Streitszenen und Rauschen. Es ist schön, wenn man sich die gemeinen Sachen gar nicht erst merkt, denn wer meint es schon so wie er es sagt?
Das Rauschen war plötzlich weg, und dann diese kilometerlange Stille. Ich, bestimmt ein bisschen Tränen in den Augen, wollte in den Rückspiegel schauen um zu sehen, wie sauer er wirklich war. Dafür musste ich mich auf den Kindersitz stemmen. Das war schon einer ohne Lehne, also wie groß ist man da, 1,40 vielleicht? Ich sah jedenfalls nicht sein Gesicht, sondern meines: Verwirrung und obendrauf ein dunkelblauer Schleifenhaarreif. Ich hatte keinen schwarzen, aber es war ja doch irgendwie ein wichtiges Fest, hatte ich gedacht.

Caroline Priewitzer

Die Bayerische Akademie des Schreibens

ist eine Kooperation des Literaturhauses München und der Universitäten Augsburg, Bayreuth, Erlangen, LMU München, Bamberg, TU München und Regensburg. Mit Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst.

Koordination und Kontakte zu den Autor*innen

Dr. Katrin Lange

Literaturhaus München, Salvatorplatz 1, 80333 München

Tel. 089-291934-23; E-Mail. klange@literaturhaus-muenchen.de